



2020

OFFENE KIRCHEN

4,50 EUR

*Die Mark
Brandenburg
erkunden*

30 Jahre
Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.
20 Jahre „Offene Kirchen“

*Dorfkirche Selbelang (Havelland);
Foto: Arnulf Kraft*



Liebe Freunde der brandenburgischen Dorfkirchen, sehr geehrte Leserinnen und Leser,

am 4. Mai 1990 fanden sich im damaligen Klub der Kulturschaffenden in der Ostberliner Jägerstraße etwa dreißig Enthusiasten zusammen, um unter dem Motto „Gefährdete Kirchen. Retten – Erhalten – Nutzen“ einen Verein zu gründen, der seine Tätigkeit der Instandsetzung und Sanierung von Kirchenbauten im damals noch gar nicht wieder existierenden Bundesland Brandenburg widmet. Zwei Weltkriege, die wirtschaftliche Depression der Zwischenkriegszeit und 40 Jahre sozialistischer Mangelwirtschaft und Kirchenfeindlichkeit hatten ein schlimmes Erbe hinterlassen.

Das ist nun bereits dreißig Jahre her. Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. hat sich als wichtiger Akteur im Bereich der kirchlichen Denkmalpflege und als Bindeglied zwischen Amtskirche, staatlicher Denkmalpflege und bürgerschaftlichem Engagement einen guten Namen erworben. Unser Verein konnte zahlreiche konkrete Sanierungs- und Restaurierungsvorhaben mit insgesamt etwa zwei Millionen Euro an direkten finanziellen Zuwendungen unterstützen. Fast einhundert Kirchbauvereine wurden mit einem Startkapital von jeweils 2.500 Euro in ihrer Gründungsphase unterstützt. Kirchengemeinden und örtliche Vereine haben in den Regionalbetreuern unseres Förderkreises kompetente Ansprechpartner.

Zusammen mit dem Verband der Musik- und Kunstschulen Brandenburg e. V. veranstaltet der Förderkreis Alte Kirchen seit zwölf Jahren die Konzertreihe „Musikschulen öffnen Kirchen“; auch in diesem Jahr finden rund 70 Benefizkonzerte mit jungen Musikerinnen und Musikern in zahlreichen Stadt- und Dorfkirchen statt. Auch mit dem Verein Theater in der Kirche e. V. verbindet uns eine gute und erfolgreiche Kooperation. Und schließlich ist der Förderkreis Alte Kirchen seit dem Jahr 2000 Träger des Projektes „Offene Kirchen“ in Brandenburg. Die gleichnamige Broschüre erscheint in diesem Jahr zum 20. Mal!

Ein weiteres Jubiläum findet im vorliegenden Heft Beachtung: Vor fünfundsiebzig Jahren endete der Zweite Weltkrieg, dessen letzte schwere Kämpfe an der Oder ausgefochten wurden. Tausende fanden in den letzten Tagen des Krieges hier einen sinnlosen Tod, Dörfer und Städte wurden sinnlos zerstört. Auch zahlreiche Kirchengebäude waren zu Ruinen geworden. Erst nach 1990 war es möglich, viele von Ihnen zu sichern und zum Teil wieder aufzubauen. Möglich wurde dies oft durch das bewundernswerte Engagement der Bürger vor Ort. Wir ziehen eine Bilanz.

Wie jedes Jahr möchten wir Sie einladen, bei Ihren Besuchen „auf dem Lande“ auch die zahlreichen Kirchengebäuden in den Städten und Dörfern zu besuchen. Oft werden Sie überrascht sein, welcher Reichtum an Kunst und Geschichte sich hinter den auf den ersten Blick manchmal unscheinbaren Kirchenmauern verbirgt. Ein ausführliches Verzeichnis aller offenen Kirchen in Brandenburg finden Sie auf unserer Internetseite **www.altekirchen.de**.

Zunehmende Säkularisierung, der demographische Wandel und fehlende Gelder machen es zunehmend schwerer, die Kirchenbauten im Land zu erhalten. Helfen Sie uns dabei!

Wir wünschen Ihnen einen guten Sommer, interessante Erkundungstouren zu den Kirchen der Mark Brandenburg und spannende Begegnungen mit den Menschen, die sich für ihre Bewahrung einsetzen.

Die Redaktion



THOMAS DRACHENBERG

Höhe-Punkte in unserer Landschaft

Tradition und Wandel aus Sicht der Denkmalpflege.

Prof. Dr. Thomas Drachenberg ist Kunsthistoriker. Seit 2012 ist er brandenburgischer Landeskonservator und stellvertretender Direktor des brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums.

Die Wochenzeitschrift DIE KIRCHE stellte in ihrer Ausgabe vom 5. Juni 2016 fest: „Das Kirchenbauinstitut in Marburg prognostizierte vor etwa zehn Jahren, dass möglicherweise ein Drittel der 45.000 Kirchen in Deutschland verkauft oder abgerissen werden müsste. Ein Gruselfall, der bisher so nicht eingetreten ist.“

Wozu kümmern wir uns denn überhaupt um die Kirchen? Ist es nicht angesichts dieses Szenarios völlig aussichtslos, sich gegen diese Prognose anzustemmen?

Haben wir nicht gerade auf dem Gebiet der ehemaligen DDR eine beispiellose Entchristianisierung oder Entkirchlichung erlebt, sodass die Mitgliederzahlen der großen Kirchen – im Land Brandenburg vor allem der evangelischen Kirche – bis heute stetig und dramatisch abnehmen? Mit schrumpfenden Mitgliederzahlen nimmt automatisch die Anzahl der Gemeinden pro Pfarrer zu. 15 Gemeinden pro Seelsorgerin oder Seelsorger sind keine Seltenheit mehr in den peripheren Gebieten des Landes. Die Folge davon ist, dass die Dorfkirchen immer weniger genutzt werden, sie irgendwann gar nicht mehr „gebraucht“ werden. Geht eine Kultur zu Ende und die scheinbar unbrauchbaren Gebäude können abgerissen werden? Wir beobachten sogar, dass sanierte und restaurierte Dorfkirchen von diesem Prozess der Nicht-Nutzung erfasst werden.

Wie ist die Position der Denkmalpflege zu dieser scheinbar nicht aufzuhaltenden Entwicklung?

Ein Blick in die Geschichte hilft, „die Kirche im Dorf zu lassen“: Vor allem die Stadtkirchen waren im Mittelalter Träger der askanischen Territorialpolitik und markieren die Gründungszeit des Landes. Sie bilden bis heute mit ihrem Reichtum die Blütezeit der märkischen Städte im 14. und 15. Jahrhundert ab. Dorfkirchen sind auch ein Spiegel patrimonialer Stiftungstätigkeit. Die Zeugnisse dieser Prozesse vom 14. bis zum 20. Jahrhundert reichen von der wandfesten Ausstattung mit Wandmalereien bis zu Epitaphien, Totenkronen und weiteren Objekten der Gedächtniskultur. Das „Leben auf dem Lande“ mit Gutsherrschaften und dörflichen Gemeinschaften und deren Bezug zur Kirche bildet sich bis heute oft noch im Gestühl, den Emporen und in vielen kleineren Zeugnissen ab. Die Reformation bedeutete vor allem bauliche Konsequenzen und oft eine Neueinrichtung der Kirchräume nach nun aktualisierter Liturgie.

Im frühen 19. Jahrhundert gab es erste durch Ferdinand von Quast und Karl-Friedrich Schinkel formulierte und praktizierte denkmalpflegerische Ansätze der Bewahrung im denkmalpflegerischen

Innenraum der Stadtpfarrkirche Mücheln (MOL) mit modernem Einbau; Foto: BLDAM, Thomas Drachenberg

*Marienkirche in Frankfurt (Oder);
Foto: BLDAM, Dieter Möller*

Sinne. Im ausgehenden 19. Jahrhundert folgte das historistisch geprägte Bauprogramm zur Rückgewinnung der verlorengegangenen Arbeiterschaft durch das Kaiserhaus der Hohenzollern. Der Zweite Weltkrieg brachte entweder direkte Schäden, auf alle Fälle aber einen großen Reparaturstau. Zu DDR-Zeiten wurden viele Kirchen vor allem in den 1960er Jahren restauriert und gleichzeitig modernisiert, indem man sich nach dem Geschmack der Zeit von Teilen der Ausstattung trennte und neue hinzufügte. Vieles konnte aus baupolitischer Not nicht gemacht werden.

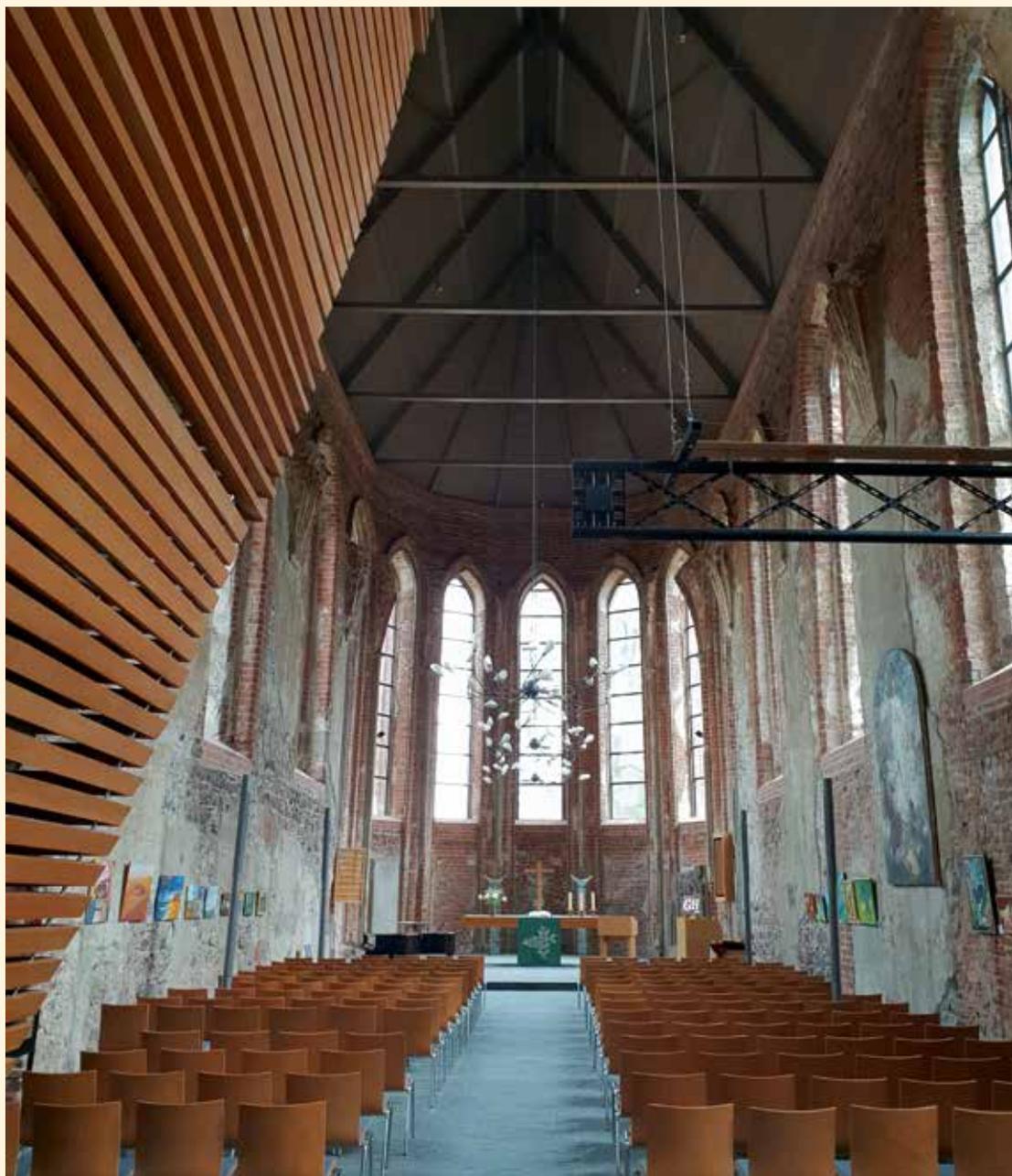
Nach 1989 kam es dagegen zu einem beispiellosen Sicherungs- und Restaurierungsprogramm, das sehr wirksam und erfolgreich war. Im Ergebnis musste im Land Brandenburg keine denkmalgeschützte Kirche bis zum heutigen Tage abgerissen werden! Das ist vor allem auch ein Erfolg der örtlich dann sehr vehement agierenden Initiativen und Vereine!

Die meisten Kirchenbauten sind aktuell denkmalgeschützt, weil sie mit ihrer Bauqualität bis heute von den Erhaltungsbemühungen, den tradi-

tionell auch unterschiedlichen Nutzungskonzepten z. B. der vorreformatorischen und nachreformatorischen Zeit erzählen können. Kirchenbauten können bauhistorisch und kunsthistorisch, liturgisch und sozialgeschichtlich gelesen werden und wir erfahren viel über unsere eigene Kultur und Frömmigkeitsgeschichte.

Kirchenbauten bieten aber auch mit ihrer Geschichte den Raum für Geschichten, die von den unterschiedlichen Erlebnissen mit den Gebäuden berichten: Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Begräbnisgottesdienst sind die traditionellen Nutzungsformen. Raum für Feiern, der Ort der Auseinandersetzung im Dritten Reich zwischen Deutschen Christen und den Anhängern der Bekennenden Kirche, Schutzraum für freies Denken zu DDR-Zeiten bis zum heute aktuellen Fluchtpunkt für Flüchtlinge im Kirchenasyl – die Erinnerungen und die Geschichten, die Menschen mit dem Bauwerk verbinden, sind unterschiedlich und mannigfaltig.

Und dann gibt es noch einen ganz wesentlichen Punkt: Stadt- und Dorfkirchen markieren Siedlungskerne und sind fast immer architektonische Höhe-Punkte. Sie haben eine städtebauliche Dominanz, die von den meisten Mitgliedern der Kommune vor Ort geschätzt wird. Über den Ort





*Dorfkirche Rogäsen (PM) 1998 und 2016;
Fotos: Architekturbüro Fleege + Oeser*

für geistliche Erbauung und Trost hinaus sind die Kirchbauwerke für unsere Gesellschaft wichtige Ankerpunkte des Zusammenlebens.

Kirchen sind – so sie die verschiedenen historischen Zerstörungswellen überlebt haben – die Träger von sakraler Kunst, die einen unschätzbaren Wert für unsere Gesellschaft hat. Altäre, Figuren, Wand- und Glasmalereien zeigen heute noch das damalige liturgische Verständnis. Sie geben Auskunft über die in der Geschichte sich wandelnden Vorstellungen von Transzendenz. Um es einfacher zu sagen: Sie erzählen uns davon, welche Glaubenspraxis vorherrschte. Die Kontinuität des Ortes und damit des Raumes stand und steht immer im Wandel – ja der Wandel ist vielleicht sogar die Kontinuität! Vielleicht immer etwas bedächtiger und langsamer als an anderen Orten – aber auch die Dorf- und Stadtpfarrkirchen selbst stehen im Wandel.

Für den Denkmalpfleger ist der Kirchenbau selbst ein erstklassiger Schatz. Auch wir stehen dabei in einer Tradition unserer Vorfahren: Wir versuchen die Eigentümer so zu beraten, damit die wertvolle Substanz mit ihren vielen zeitlichen Schichten erhalten und das Erscheinungsbild bewahrt und in diesem Bewusstsein – wenn notwendig – eine neue Schicht hinzugefügt werden kann.

An dieser Stelle ist es gut daran zu erinnern, dass gerade die Erhaltung der Ruinen der kriegszerstörten Großkirchen, wie zum Beispiel die Marienkirchen in Frankfurt/Oder und in Beeskow in der DDR eine denkmalpflegerische Daueraufgabe waren. Die Bemühungen waren langwierig und die Fortschritte mangels Baukapazität sichtbar, aber sehr mühsam errungen und oft von Rückschlägen und Abrisszenarien bedroht. Ab 1989 konnte auf diese Erhaltungsbemühungen aufgebaut und mit der schon zu DDR-Zeiten entwickelten denkmalpflegerischen Leitlinie „Ruine unter Dach“ nachhaltige Fortschritte erreicht werden. Aus heutiger Sicht können wir bilanzieren: Das war ein auf Sicherung und jederzeit möglichen Weiterbau ausgerichtetes kluges Konzept, das das Ruinöse als tragendes Element (zeitweilig oder dauerhaft) einbezog.

Eine dauerhafte Sicherung und Nutzung kann nur dann nachhaltig sein, wenn die Zivilgesellschaft, die sich weiter entwickelt, das Gebäude auch annimmt. Gerade an der Marienkirche in Frankfurt an der Oder ist sehr deutlich zu sehen,





wie durch die einmalige Chance des Wiedereinbaus der aus Russland zurückgekehrten mittelalterlichen Glasfenster und die Ergänzung der fehlenden Teile durch Neuschöpfungen es völlig folgerichtig war, das Chorgewölbe im rekonstruktiven Sinne wieder einzubauen. Derzeit beginnt eine neue Dynamik der Beschäftigung mit dem Bauwerk vor Ort. Wir erleben zur Zeit, wie das in den 1980/90er Jahren tragfähige Konzept der „Ruine unter Dach“ nicht statisch ist, sondern durch die fortschreitende Aneignung des Baus sowohl als Ort der christlichen Gemeinde wie auch als sozialer und städtebaulicher Identifikationspunkt nun unter dem Label „Bürgerkirche“ weiter geschrieben wird.

Aber für wen tun wir das? Man könnte kurz antworten: Baukultur ist eines der wesentlichen Fundamente unserer Gesellschaft – aber das ist zu einfach.

Wenn wir Denkmalpfleger uns was wünschen dürften, dann würden wir sagen: Eine Nutzungskontinuität, d.h. die andauernde Benutzung als Sakralraum ist, was den Grad der notwendigen Veränderungen angeht, immer noch der Idealfall. Die Kirchengemeinde selbst ist am besten in der Lage, mit ihrer gebauten Geschichte verantwortungsvoll umzugehen, weil es ihre eigene Geschichte ist.

Aber was ist, wenn diese Kontinuität abgebrochen ist – muss dann das Gebäude auch verschwinden? Hier müssen wir als Denkmalpfleger ein ganz klares NEIN formulieren. Auch wenn ein Kirchengebäude nicht mehr als Ort für den Gottesdienst benutzt wird, kann der baukulturelle Wert des Gebäudes unermesslich für die ganze Gesellschaft sein! Der städtebauliche Wert, die Qualität der Architektur oder die wertvollen Kunstgegenstände oder alle drei Komponenten zusammen sind aus unserer Kulturlandschaft nicht wegzudenken.

Derzeit beobachten wir im Land Brandenburg, dass in den letzten 30 Jahren Prozesse in parallelen Linien verlaufen:

Zum einen gibt es viele Kirchengemeinden, die sich ihrer Tradition und des Wertes ihres Kirchgebäudes bewusst sind und große Anstrengungen aufbringen, um eine dauerhafte Erhaltung und Weiternutzung zu erreichen. Zum anderen gibt es aber angesichts der Entwicklung der evangelischen Kirche von der Mehrheits- zur Kirche einer Minderheit immer mehr Gebäude, die nicht mehr oder nicht mehr genügend von den christlichen Gemeinden genutzt werden. Es gibt mittlerweile hunderte von Vereinen, die sich die Rettung „ihrer“ Kirche zum Ziel gesetzt haben. Das christliche Netzwerk ist grobmaschiger geworden und wird durch ein neues „profanes“ Netzwerk ergänzt. Ein großer Erfolg aller Beteiligten! Derzeit findet ein Transformationsprozess statt, der die christlichen Gemeinden offener werden lässt der Kommune gegenüber und umgekehrt. Es entstehen neue Formen der Zusammenarbeit.

Beide Prozesse – die weiterhin aktive christliche Gemeindegemeinschaft und ein neues bürgerschaftliches Engagement für eine Weiter- und Umnutzung

Innenraum der ehemaligen Franziskanerklosterkirche Prenzlau; Foto: BLDAM; Thomas Drachenberg



Innenraum der St. Sabinenkirche in Prenzlau; Foto: BNLDAM, Thomas Drachenberg

der Kirchgebäude – bedürfen der Unterstützung. Wir Denkmalpfleger stehen für eine denkmalfachliche Beratung zur Verfügung, die das Ziel hat, das Machbare zu erreichen und dabei die Substanz und das Erscheinungsbild zu erhalten.

Dabei sind uns neben den unteren Denkmalschutzbehörden das Kirchliche Bauamt in der EKBO und die Bauverantwortlichen in den Kirchenkreisen zuverlässige und geschätzte Ansprechpartner. Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg hat es geschafft, sowohl die Kirchengemeinden als auch die Vereins-Netzwerke in ihrem Anliegen zu unterstützen und untereinander wiederum zu vernetzen. Das ist für uns eine unschätzbare Hilfe in der Kommunikation und eine starke Stimme in der Gesellschaft!

Wir sind nach unseren Beobachtungen derzeit an dem Punkt, wo wir darauf achten müssen, dass die Sicherung und Restaurierung von Kirchengebäuden auch nachhaltig ist. Die Baupflege muss kontinuierlich passieren, um von den großen Kampagnen wegzukommen und beginnende Schäden

schon frühzeitig zu erkennen und nicht erst, wenn alles zu spät ist. Aber wer soll diese Baupflege übernehmen? Hier muss dem Denkmaleigentümer Wissen an die Hand gegeben und es müssen neue Formen einer Zusammenarbeit ausprobiert werden.

Unsere Baukultur, d. h. die Denkmale im Bestand brauchen und haben eine Zukunft. Es kommt darauf an, die örtlichen Initiativen zu stärken und auch mit dem denkmalpflegerischen Fachverband zu vernetzen. In diesem Sinne: Lassen wir die Kirche im Dorf und in der Stadt! Sie ist für unsere Herkunft, Gegenwart und Zukunft wichtig! —

.....
Wir gratulieren zum dreißigjährigen Bestehen des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg, der nicht nur uns ein wertvoller strategischer und praktischer Partner landesweit und vor Ort ist!
.....

EVA GONDA

Mutmacher für Beharrliche Förderpreis Startkapital – Eine Bilanz

Eva Gonda ist Journalistin.

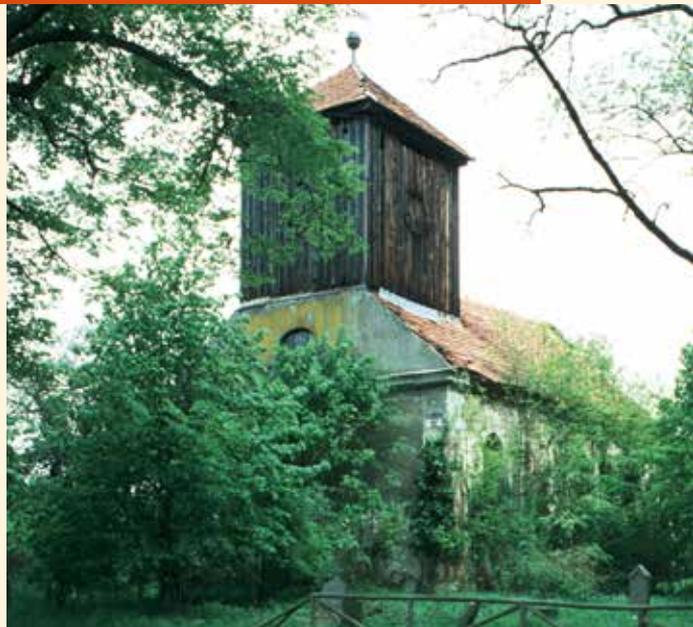
Die kleine Kirche hatte sich versteckt. Hinterm Dickicht von Bäumen und Sträuchern erlaubte sie nur einen Blick auf die Turmspitze und auf ein löchriges Dach. Wer das Schild „Einsturzgefahr!“ ignorierte und sich unerlaubt ins Innere wagte, blickte auf ein Gerüst, das notdürftig die brüchige Holzdecke sicherte; auf einen ramponierten steinernen Altartisch; auf Reste eines maroden Gestühls; auf zerbrochene Fenster, durch die der Efeu kroch.

Wie hier im uckermärkischen Küstrinchen war es um so manche Dorfkirche im Land Brandenburg bestellt, als der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg 2002 das Projekt „Startkapital für Kirchen-Fördervereine“ ins Leben rief, anfangs unterstützt von der Robert Bosch Stiftung Stuttgart. Angesichts des erbärmlichen Zustands sakraler Gebäude insbesondere auf dem Land hatten sich schon vielerorts Menschen zusammengefunden, Christen und Nichtchristen, die ihre Dorfkirche vor dem endgültigen Verfall retten wollten. Das waren große Ziele für die oft kleinen Kirchengemeinden und Kommunen, und nicht selten trafen sie mit ihrem Einsatz für ein ruinöses, „nicht mehr benötigtes altes Bauwerk“ auf Widerstand. Das Startkapital sollte Mut machen. Den braucht man, wenn man sich auf einen langen, oft steinigen Weg macht.

Die Resonanz auf die erste Ausschreibung brachte die Jury ins Schwitzen. Man hatte mit einem guten Zuspruch gerechnet und schon die nicht geringe Zahl von zehn Preisen zu je 2.500 Euro angesetzt. Es kamen mehr als 40 Bewerbungen. Alle zeugten von imponierendem bürgerschaftlichen Engagement. Einige Vereine hatten bereits eine beeindruckende Arbeitsbilanz vorzuweisen, andere standen noch ganz am Anfang. So auch der Förderverein Dorfkirche Küstrinchen, der zu den ersten Preisträgern gehörte.

Der Verein hatte sich erst wenige Monate zuvor gegründet – in einem Dorf mitten im Wald, mit wenigen Häusern und damals 48 Einwohnern, von denen sich gerade noch neun zur Evangelischen Kirche zählten. Konnte hier ein wiederaufgebautes Gotteshaus überhaupt eine Zukunft haben? Der Jury muss großer Optimismus bescheinigt werden, als sie dem ehrgeizigen Vorhaben ein Gelingen zusprach und dem Verein einen Preis zusprach. Sie sollte Recht behalten.

Schon mit der Gründung des Fördervereins war es in dem stillen Dorf sehr lebendig geworden.



Dorfkirche Küstrinchen 2001; Fotos: Bernd Janowski

„Alle hatten zugegriffen beim großen Arbeitseinsatz gegen den Wildwuchs rund um die Kirche, hatten gemeinsam den ersten Erfolg gefeiert und waren wieder enger zusammengedrückt“, erzählt Udo Gomoll, seit vielen Jahren Vereinsvorsitzender. Mit einem Preis in der Hand konnte man nun weitere Fördermittel beantragen, Sponsoren gewinnen und Spenden einwerben, zugleich als ersten dringenden Schritt die Dachsanierung planen.

Dann gab es fast in jedem Jahr guten Grund zum Feiern:

Ostern 2003: Erster Gottesdienst seit fast 30 Jahren in der leeren, aber gesicherten Kirche. Die Dorfbewohner bringen Bänke und Stühle mit. Pfarrer Gerhard Stechbart stellt ein schlichtes Kreuz auf den provisorischen Altar, dazu die Osterkerze in einer Stalllaterne, damit sie nicht vom Frühlingwind ausgeblasen wird, der durch die zerbrochenen Fenster weht. Mit seiner Trompete ersetzt er die Orgel und wird begleitet vom Gezwitscher der ein- und ausfliegenden Vögel.

2005: Abschluss der Turmsanierung mit dem Aufsetzen der golden schimmernden restaurierten Bekrönung. Im gleichen Jahr stehen die Küstrinchenener Spalier für die neuen Glocken, die auf ihrer Fahrt ins Dorf über holprige Straßen schon von weitem ihren Klang hören lassen – ein Geschenk der Kirchengemeinde Ratingen, wo sie nicht mehr gebraucht wurden. Und als „Zugabe“ ein Orgelpositiv. Das wird noch unter freiem Himmel vor der Kirchentür mit einem Loblied angestimmt.

Aber nicht nur aus Küstrinchen gibt es solche Erfolgsgeschichten, die einst mit einem Startkapital vom Förderkreis Alte Kirchen begannen.

Da ist die Dorfkirche von Gadow in der Prignitz, ein stattlicher neogotischer Bau, viel zu groß für den kleinen Ort am Rande der Kyritz-Ruppiner Heide. Seit den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war sie dem Verfall preisgegeben. Perspektive aus DDR-Sicht: Nur der Turm sollte als Feuerwachturm erhalten werden. Gleich nach der Wende begannen beherzte Bürger mit ersten Sicherungsarbeiten, gründeten einen Förderverein, dem 2004 ein Startkapital zugesprochen wurde. Der Verein hat bis heute im Ort eine breite Basis. Fast ein ganzes Jahrzehnt brauchte es, bis als krönender Abschluss wieder Kugel und Kreuz auf die Turmspitze gesetzt werden konnten. Die Enthusiasten um die Vereinsvorsitzende Renate Schüler bewiesen und beweisen bis heute einen sehr langen Atem. Schon in der Bauphase wurde die Kirche wieder zum Mittelpunkt des Ortes. Die Pforte öffnete sich nicht nur für Gottesdienste, viele kreative Angebote ermöglichen seitdem ein abwechslungsreiches Kulturprogramm ganz im Sinne der Grundsätze für die Startkapital-Vergabe, die auch eine erweiterte Nutzung der sakralen Bauten fördern will.

Ebenso geht es beim Projekt Startkapital um die Erhaltung und gegebenenfalls Wiederherstellung der ortsbildprägenden Umgebung alter Kirchen. Ein Beispiel ist das Pfarrhaus von Groß Döbbern im Landkreis Spree-Neiße. Das denkmalgeschützte Gebäude aus dem 16. Jahrhundert bildet gemeinsam mit Kirche und Schule ein einzigartiges Ensemble in der Dorfmitte und gilt als eines der ältesten Profanbauten Brandenburgs. Dem 2005 gegründeten Förderverein Altes Pfarrhaus Groß Döbbern gelang es, das Gebäude zu retten, zu sanieren und herzurichten für eine gemein-



schaftliche kulturelle Nutzung. Viele Veranstaltungen, so die traditionelle Neujahrsbegrüßung, das Frühlingsfest, der Tag des offenen Denkmals und der jährliche Weihnachtsmarkt, haben inzwischen Gäste aus nah und fern.

Viele ähnliche Erfolgsgeschichten aus Brandenburger Dörfern ließen sich erzählen. Darin geht es immer um Menschen, die ihren vertrauten, manchmal auch neuen Heimatort lieben, die das von den Vorfahren übernommene Erbe bewahren und die Geschichte ihrer Heimat weiterschreiben wollen. Sie alle nehmen dafür viel Mühe und Arbeit in Kauf. Die Auszeichnung mit einem Startkapital ist Anerkennung ihres ehrenamtlichen Einsatzes, macht die Projekte öffentlich und hilft damit, weitere Mittel einzuweben und andere Förderer mit ins Boot zu holen. In vielen Fällen konnte

Dorfkirche Küstrinchen 2003, Abschluss der ersten Sanierungsarbeiten



*Dorfkirche Küstrinchen 2013;
Foto: Wikipedia/Monika Angela Arnold*

Udo Gomoll in Küstrinchen, die für die Sache brennen und andere mitziehen? Der Förderkreis Alte Kirchen wird in diesem Jahr kein Startkapital aus schreiben und die Pause nutzen für Überlegungen, wie es weitergehen soll.

Und wie ist es in Küstrinchen weitergegangen? In dem kleinen Ort mitten im Wald gibt es immer noch nicht mehr als 21 Häuser und heute nur noch 40 Einwohner, „aber wir haben jetzt wieder Kinder im Dorf“, weiß Udo Gomoll zu berichten und erzählt auch von Hochzeiten und einer Konfirmation in der Kirche. Denn die ist inzwischen zu einem Anziehungspunkt für Besucher auch aus der weiteren Umgebung geworden. Schon während des großen Bauens sorgten Benefizkonzerte namhafter Künstler für ein volles Haus und oft eine gut gefüllte Kasse. Sogar Sänger der Wiener Staatsoper traten auf, Theatergruppen sorgten für Stimmung, das Fernsehen drehte hier eine „Filmhochzeit“, Lesungen fanden statt. Seit dieser Zeit kommt auch das Preußische Kammerorchester Prenzlau in jedem Jahr für ein Konzert nach Küstrinchen. Heute müssen die Musiker nicht mehr fürchten, dass ihnen der Sommerwind die Notenblätter vom Ständer fegt – die Fenster sind längst verglast.

Viel Besuch von außerhalb hat Küstrinchen auch bei den Ostergottesdiensten mit traditionellem Osterfeuer auf dem Anger, bei den fröhlichen Erntedankfeiern, bei den herbstlichen Hubertus-Messen und bei den Weinachtsandachten in dieser schlichten Kirche, wo die Altarkerze noch immer in einer Stalllaterne auf einem provisorischen Steinsockel steht. Der ursprüngliche Barockaltar war damals aus dem einsturzgefährdeten Bau evakuiert worden und steht heute in Hennickendorf. Was aber im Ort ganz besonders deutlich wird: Mit den Arbeiten an der Kirche wuchs wieder eine lebendige Dorfgemeinschaft, in der Aufgaben gemeinsam angepackt werden, aber auch gelegentlich fröhlich gefeiert wird.

Übrigens: Wer sich in Küstrinchen einmal umsehen will – die Kirchentür steht im Sommer für Besucher immer offen. Heute muss sich das kleine Gotteshaus ja nicht mehr verstecken. —

der Förderkreis Alte Kirchen durch objektbezogene Spendensammlungen die Vereinsäckel zusätzlich aufbessern. Was aber nicht im Kassenbuch nachzulesen ist und dennoch allseits hoch geschätzt wird, ist die beratende Begleitung durch den Förderkreis bei der Vereinsgründung und bei den ersten Schritten.

Bis heute konnten allein durch das Startkapital 96 örtliche Vereine mit insgesamt 225.000 Euro unterstützt werden. In jüngster Zeit aber geht die Zahl der Neugründungen beständig zurück. Nun könnte man das als Bestätigung dafür werten, dass der Förderkreis Alte Kirchen mit seinem Startkapital-Projekt allumfassend für Hilfe gesorgt hat, so dass jetzt kaum noch Bedarf besteht. Dagegen sprechen die nicht wenigen kleinen und größeren Kirchen im Lande, die durchaus noch helfende Hände und kluge Ideen brauchen, um in der Zukunft Bestand zu haben. Fehlt es mancherorts an Initiative, fehlen solche unermüdlichen Enthusiasten wie Renate Schüler in Gadow oder



Mitglieder des Fördervereins vor dem Alten Pfarrhaus in Groß Döbbern; Foto: Andreas von Scheven

BERND JANOWSKI

Nur ein Weg führt nach Meßdunk Konzerte (fast) am Ende der Welt

Bernd Janowski ist Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

MESSDUNK

Herzlichen Glückwunsch, du wohnst in der Idylle Brandenburgs in einem kleinen Dorf bei Lehnin. **Kein Bus, kein Zug** stört deinen Tag. Die **nächste Bushaltestelle** ist in Reckahn, eine **halbe Stunde Fußweg**.

Fast am Ende der Welt hinter einem Abzweig ins Nichts beginnt das Abenteuer in einer Kirche mit Kerzenschein und Blumen aus dem Nirgendwo.“ So heißt es auf der Internetseite des Vereins JUSTkultur e. V., von dem hier noch die Rede sein wird.

Der Abzweig ins Nichts beginnt etwa zehn Kilometer südlich der Stadt Brandenburg an der Havel im Dorf Reckahn, in dessen sorgfältig restauriertem Schloss heute ein Museum an den Pädagogen und Schulreformer Friedrich Eberhard von Rochow (1734–1805) erinnert. Von Reckahn aus führt ein Plattenweg, der später in eine Schotterpiste übergeht, an mehreren von zahlreichen Wasservögeln belagerten Fischteichen vorbei „fast ans Ende der Welt“. Zwischen Bäumen und Sträuchern taucht plötzlich und unerwartet eine kleine rote Backsteinkirche auf. Vor der Kirche ein Ortsschild: Meßdunk. Erst jetzt nimmt der Besucher wahr, dass es hier neben dem Gotteshaus auch noch ein paar Häuser gibt. Durch den kürzlich erfolgten Zuzug eines Ehepaares, das dabei ist, ein verlassenes Haus auszubauen, hat sich die derzeitige Einwohnerzahl auf 26 erhöht. Viel mehr waren es in den letzten Jahrzehnten nie. Die höchste Bevölkerungszahl gab es im Jahr 1801, als in Meßdunk 15 Feuerstellen und 67 Einwohner gezählt wurden.

Erstmals urkundlich erwähnt wird Meßdunk bereits im Landbuch Kaiser Karls IV. 1375. Der Name lässt auf flämische Kolonisten schließen. Bereits damals gab es hier keine Bauern, sondern lediglich einige Kossäten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird Meßdunk bereits nicht mehr als Dorf, sondern als Kolonie bezeichnet, daneben existiert ein kleines Vorwerk, des Rochowschen Gutes in Reckahn. Seit 2002 gehört Meßdunk als Gemeindeteil von Reckahn zur Gemeinde Kloster Lehnin.

Trotz der geringen Ortsgröße wird bereits bei der ersten protestantischen Visitation im Jahr 1540 ein Kirchengebäude erwähnt. Dieses, auf dem heute noch genutzten Friedhof befindlich, war zwar nicht baufällig, wurde aber als „unwürdig“ empfunden. Mit einem Neubau am nordöstlichen Ortsrand beauftragte die Gemeinde 1867 Maurermeister August Eiserbeck aus dem nahe gelegenen Golzow. Nach seinen, vom Regierungsbaumeister Horn noch etwas korrigierten Plänen entstand ein neuromanischer ziegelsichtiger Backsteinbau mit einem erstaunlich reich gestalteten Turm mit spitzem Turmhelm, der bereits ein Jahr später eingeweiht wurde. Der Innenraum bot 90 Gottesdienstbesuchern Platz und wird vermutlich nie voll besetzt gewesen sein. Aus dem Vorgängerbau wurde ein auf das Jahr 1474 datierter Altarschrein übernommen, den kein Geringerer als Gerard Weger, der Meister des Brandenburger Katharinen-Altars, geschaffen hatte. Heute ist er in der Reckahner Kirche zu besichtigen. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Meßdunker Kirche in Mitleidenschaft gezogen. 1963 beschädigte ein Blitzschlag Turm und Kirchendach. Reparaturen waren damals nicht möglich, so dass das Gebäude zusehends verfiel.

Am 4. Mai 1990 besuchten Mitglieder des erst einen Tag zuvor gegründeten Förderkreises Alte Kirchen im Rahmen einer Exkursion unter anderem die Kirche in Meßdunk, die, eingewachsen in dichtes Buschwerk, im Dornröschenschlaf lag. In der turbulenten Nachwendezeit schien fast alles möglich. Fördermittel wurden beantragt und un-



Dorfkirche Messdunk; Foto: Bernd Janowski

Nur ein Weg führt nach Meßdunk



Joachim Köhler, Vorsitzender des Vereins Justkultur e. V.;
Foto: Privat

andere Vereinsmitglieder sich beruflich neu orientieren mussten und die Region verließen, übernahm 1998 Joachim Köhler den Vereinsvorsitz. Köhler stammt aus dem pfälzischen Bad Kreuznach, studierte in Saarbrücken Musik und ist seit 1990 als Cellist bei den Brandenburger Symphonikern tätig. Sein Debüt in der Meßdunker Kirche gab er mit Kollegen bei einem Kammerkonzert unter dem Titel „Divertimento Differente – Klassik anders“. Eine Konzertreihe entstand, die bis heute Besucher in den abgelegenen Ort zieht. Fünf bis sechs Konzerte jährlich werden angeboten. Das Spektrum reicht von Folkmusik über Jazz bis zum Auftritt von Liedermachern. 1998 wurde die Kirche entwidmet, blieb aber im Eigentum der Kirchengemeinde. Der inzwischen in JUSTkultur umbenannte Verein pachtete das Kirchengebäude für eine symbolische D-Mark jährlich.

Heute zählt der Verein neun aktive Mitglieder, die sich um Technik, Catering und Öffentlichkeitsarbeit kümmern. Regelmäßig finden Arbeitseinsätze zur Pflege des Kirchengrundstückes statt. Spürbar gebessert hat sich das Verhältnis zu den Einwohnern des Ortes. Gab es am Anfang – als noch Rockkonzerte unter freiem Himmel stattfanden, die auch mal bis in den frühen Morgen dauerten – noch hin und wieder Ärger, so bringen die Meßdunker heute schon mal Blumen aus ihren Gärten vorbei, um die Kirche vor einem Konzert zu schmücken.

Finanzielle Zuschüsse gibt es nicht. Die Veranstaltungen müssen sich selbst tragen. Bei etwa 50 Besuchern pro Konzert, Tendenz leicht sinkend, ist das nicht ganz einfach. Das Kulturangebot in der Stadt Brandenburg ist groß und so ist es erstaunlich, dass trotzdem noch Menschen eine Autofahrt „ans Ende der Welt hinter einem Abzweig ins Nichts“ unternehmen, um einem Konzert zu lauschen. Auf die Frage, ob hier auch in zehn oder zwanzig Jahren noch Konzerte stattfinden, reagiert Joachim Köhler jedoch optimistisch. Wenn ein paar junge Leute im Verein nachrücken, sollte das durchaus möglich sein. —

erwartet schnell kam die Bewilligung. Unter der Bauträgerschaft des Förderkreises wurden der Turm und das Kirchendach instandgesetzt, neue Fenster eingesetzt, der Turm erhielt, einem historischen Befund folgend, eine rote Farbschlämme. Plötzlich gab es in Meßdunk wieder eine von außen hübsch anzusehende Kirche. Nur was damit anfangen? Eine Gemeinde gab es hier schon lange nicht mehr.

Die zündende Idee hatte Trine Mattheis, die aus einem Nachbarort stammte und seinerzeit gerade Sozialpädagogik studierte. Zusammen mit einigen Freunden und der Unterstützung des damaligen zuständigen Pfarrers Gerke Pachali sowie seiner Frau Anneli gründete sie im Frühjahr 1994 einen Verein mit dem Namen Just e. V. Die Abkürzung Just stand für Jugend- und Sozialarbeit. Zahlreiche Freizeit- und Ferienangebote für benachteiligte Kinder und Jugendliche wurden angeboten. Daneben fanden erste Konzerte statt. Als Trine Mattheis und einige

.....
www.justkultur.de
.....

Konzert in der Dorfkirche Messdunk; Foto: Justkultur e. V.





KATJA BOBSIN

Spendenwerbung mit gutem Klang Musikschulen öffnen Kirchen

Katja Bobsin ist Musikpädagogin und arbeitet als Referentin für Öffentlichkeitsarbeit und Fortbildungen beim Verband der Musik- und Kunstschulen Brandenburg e. V.

Die Konzertreihe „Musikschulen öffnen Kirchen“ ist inzwischen ein fester Programmpunkt im Brandenburgischen Kulturkalender. Vom Frühjahr bis in den Advent musizieren in rund 70 Dorf- und Stadtkirchen im Land Brandenburg Musikschülerinnen und -schüler für den Erhalt und die Sanierung der Kirchen.

Die Konzertreihe wurde im Jahr 2007 gemeinsam vom Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg und vom Musikschulverband ins Leben gerufen und zu einer Reihe mit heute über 70 Konzerten jährlich ausgebaut. Kirchen und Musikschulen sind dazu aufgerufen, sich gemeinsam mit Konzertprojekten zu beteiligen.

Seit nunmehr 14 Jahren öffnen landesweit Dorf- und Stadtkirchen ihre Pforten für die Benefiz-Konzertreihe. Schülerinnen und Schüler musizieren als Solisten oder in Ensembles und präsentieren an den Wochenenden Familienkonzerte in ihrer Region. Der Erlös der Konzerte kommt jeweils der Kirche zugute zum Erhalt wertvoller Kulturdenkmäler wie Orgeln, Glocken oder Kirchtürme. Zugleich fungieren die Konzerte auch als eine Art Türöffner: Die Kirchen werden zum Mittelpunkt des öffentlichen Kulturlebens, offen für Jung und Alt, die einander hier begegnen, für Familien und viele tatkräftige Bürgerinnen und Bürger, die sich für den Erhalt der kulturhistorischen Schätze ihrer Region einsetzen. Die Fördervereine der Kirchen

und die Musikschulen machen die Konzerte zu einem Erlebnis und zum Fest. Kaffee und Kuchen, Turmbesteigungen, Kirchenführungen und begleitende Kunstausstellungen laden zu Familienausflügen ins Brandenburger Land und zum Verweilen ein.

Orchester, Ensembles, Big Bands, Chöre und Solisten – darunter „Jugend musiziert“-Preisträger – bieten in den Benefizkonzerten ein ganz vielfältiges musikalisches Programm. Sie laden zu musikalischen Reisen durch verschiedene Länder und Jahrhunderte ein, präsentieren sinfonische Klänge, Kammermusik, Chorwerke, aber auch Populäres oder Filmmusik. Und auch die Kirchenorgeln werden wieder zum Klingen gebracht.

Die Erfolgsgeschichte dieses Projekts, das bereits die Tatkraft vieler beflügelt hat, weist etliche Höhepunkte auf: Die Dorfkirche Ogrosen konnte dank einer überaus großzügigen Spende auch über dieses Projekt umfangreiche Sanierungsvorhaben anstoßen. Prachtvolle Kirchenorgeln konnten auch mit den Mitteln aus „Musikschulen öffnen Kirchen“ mancherorts wieder eingeweiht werden. Vom Zerfall bedrohte Kirchen wurden mittels kultureller Belebung wieder ein Stück weit ins öffentliche Bewusstsein gehoben. Insgesamt erbrachten die Konzerte Kollekten in Höhe von mehr als 250.000 Euro für die verschiedensten Projekte.

Die Landkreise bewerben sich Jahr für Jahr um die Austragung der Eröffnungskonzerte in ihrer Region und stiften jeweils einen Betrag für die Umsetzung mit großer sinfonischer Besetzung durch die Junge Philharmonie Brandenburg. Brandenburgs Kulturministerin ist Schirmherrin und das Land fördert das Projekt, so dass der Erlös ohne Abzug den Kirchen zugutekommt. Der Erfolg wird demnach auch ermöglicht durch Förderung der öffentlichen Hand und er wird getragen von den Vereinen und vom ehrenamtlichen Engagement vieler Menschen, die sich dafür einsetzen, dass ihre Kirche im Dorf bleibt.

Kirchen waren schon immer Gotteshäuser, Seelsorge- und Glaubensinstitution, zentrale Einrichtung für soziale Hilfsdienste und verbliebener Mittelpunkt des Dorflebens und Stadtviertels. Die Musik- und Kunstschulen sind Orte der musikalisch-künstlerischen Bildung und Prägung und oftmals die einzigen kulturellen Leuchttürme ihrer Region. Darin liegt eine Chance in unserer säkularen und materiellen Welt der Dinge.

Der Förderkreis und der Musikschulverband – beide feiern in diesem Jahr übrigens ihr 30-jähriges Bestehen – rühren landesweit die Werbetrommel, so dass Kirchturmfahnen weithin sichtbar die Konzerte ankündigen und Besucher Woche für Woche in die Kirchen strömen. Beide



Letzte Probe vor dem großen Auftritt; Foto: Bernd Janowski

Vereine haben das kulturelle Gesicht des noch jungen Bundeslandes nachhaltig geprägt. Sie zeigen selbstbewusst, dass der ländliche Raum nicht abgehängt ist, wenn es um Kunst und Kultur geht. Und sie erreichen die Bürgerinnen und Bürger mit ihren Angeboten, sei es in den engagierten Fördervereinen der Kirchgemeinden, sei es in den Musikschulen mit ihrem attraktiven und qualitätsvollen Unterrichtsangebot für alle Generationen und zahlreichen Veranstaltungen als kultureller „Nahversorger“ in der ganzen Region. —



Eröffnungskonzert 2020 mit der Jungen Philharmonie Brandenburg

Samstag, 18. April 2020, 17.00 Uhr, Klosterkirche Guben, Kirchstr. 23, 03172 Guben

Feierlich eröffnet wird die Konzertreihe in diesem Jahr mit einem Konzert der Jungen Philharmonie Brandenburg, die die besten Nachwuchsmusikerinnen und Nachwuchsmusiker des Landes Brandenburg vereint: Auf dem Programm stehen – passend zum Jubiläumsjahr – die Leonoren-Ouvertüre aus Ludwig van Beethovens einziger Oper, die Suite aus dem Ballett „Der Feuervogel“ von Igor Strawinsky, die sinfonische Dichtung „Die Mittagshexe“ von Antonin Dvořák sowie Franz Schuberts Sinfonie Nr. 7, die „Unvollendete“. Am Pult steht der österreichische Dirigent Peter Sommerer.

Der Erlös des Benefizkonzertes kommt der Restaurierung der Orgel in der Dorfkirche Grano (Landkreis Spree-Neiße) zugute.

.....

Infos:

www.junge-philharmonie-brandenburg.de

Karten:

14 Euro (bis 21 Jahre 8 Euro / Kinder unter 10 Jahren frei) bei Marketing und Tourismus Guben, Ex-Libris-Buchhandlung Guben, im Ev. Gemeindebüro Guben, an der Tageskasse und im Internet unter www.vdmk-brandenburg.de/tickets

.....



Klosterkirche Guben; Foto: Evang. Kirchengemeinde

Präsentiert von rbbKultur und Lausitzer Rundschau

KONRAD MRUSEK

„Sog ist besser als Druck, um Mitstreiter zu gewinnen“

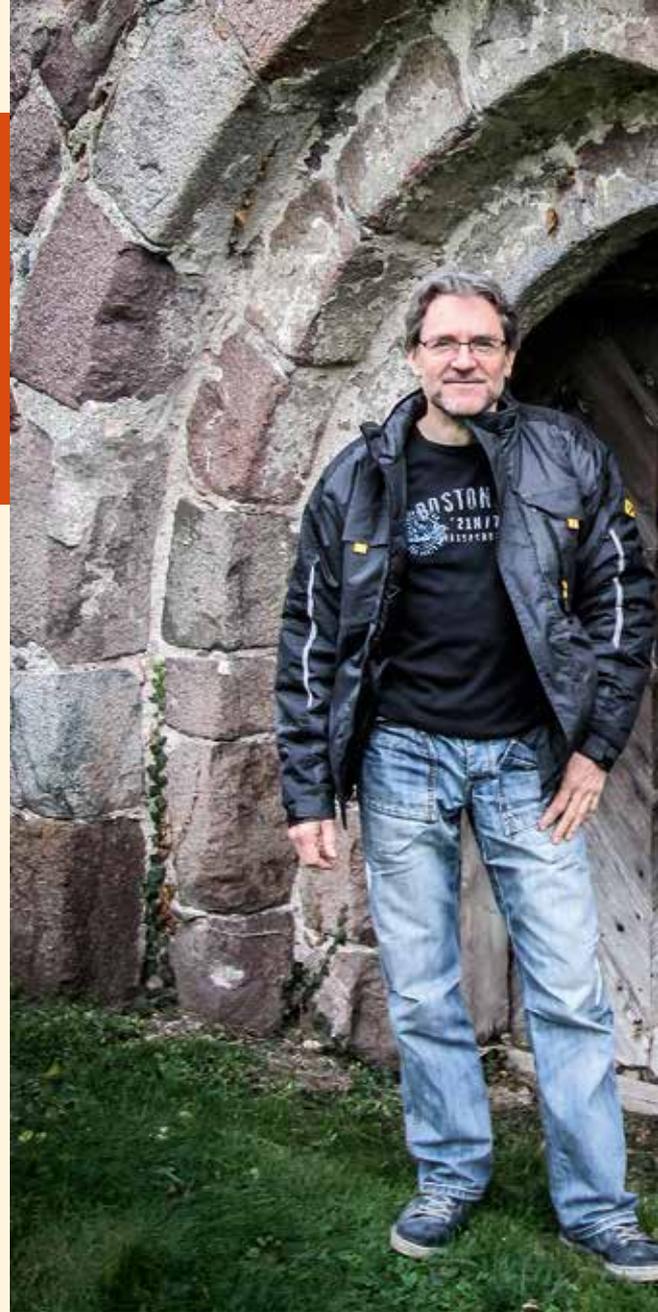
Berliner Kirchenretter in der Provinz

Konrad Mrusek ist Journalist und Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Immer mehr Berliner wandern ins Umland. Selbst jenseits des „Speckgürtels“ der Metropole scheinen einige Dörfer wieder zu wachsen. Dies könnte auch den Dorfkirchen helfen, wenn die Neuen sich in die Gemeinschaft integrieren und für neues Leben sorgen. Im Vorjahr zogen etwa 16.000 Menschen mehr aus der Stadt hinaus aufs Land als nach Berlin hinein. Vor fünf Jahren war dieser Wanderungssaldo erst halb so groß. Es sind nicht allein höhere Mieten, die Familien ins Umland treiben. Auch so manche Rentner flüchten vor Lärm, Auto-Gestank und Enge, wollen es in der dritten Phase ihres Lebens ruhiger und schöner haben.

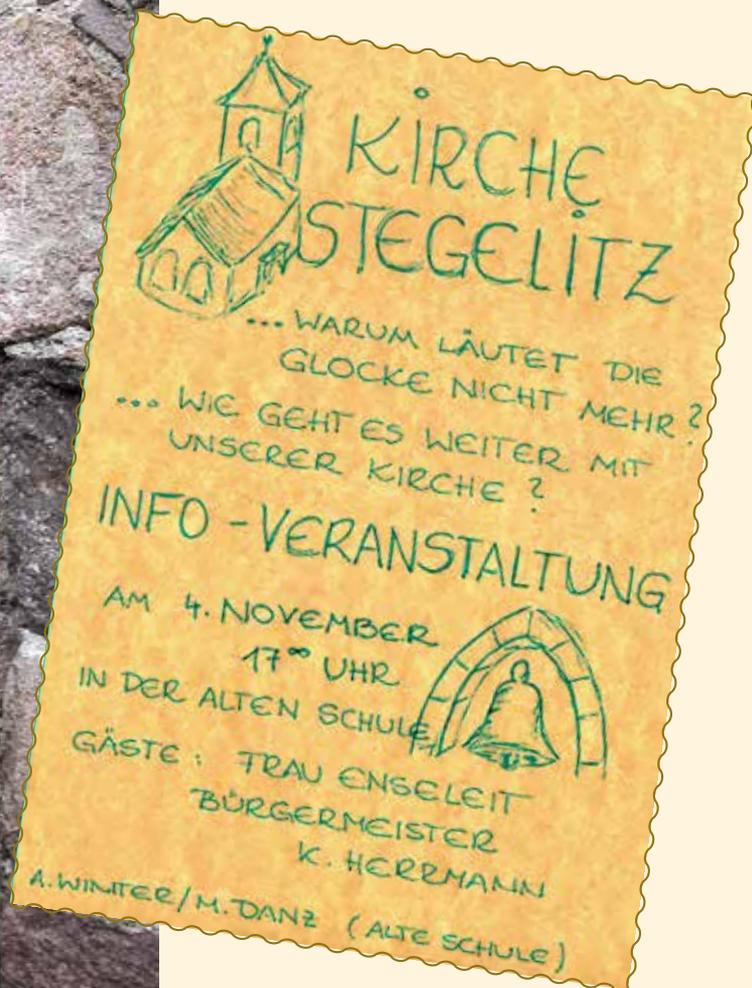
Selbst die hippen Kreativen aus der Internet-Branche, für die bisher das urbane Leben rund um den Prenzlauer Berg zum sehr angesagten „life style“ gehörte, lockt inzwischen die Provinz. Diese Stadtflüchtlinge suchen nicht, wie einst die Wandervögel vor hundert Jahren, die blaue Blume, sie wollen auf dem Land digital tätig sein. Man kauft alte Bauernhäuser oder gründet sogenannte Ko-Dörfer (neudeutsch: co-working spaces), also Orte des gemeinsamen Lebens und Arbeitens. In einer Studie des Berlin-Instituts über „Urbane Dörfer“ wurden rund um Berlin nicht weniger als vierzehn solcher Projekte aufgelistet – von Wiesenburg im Westen der Mark bis hin nach Prädikow und Stolzenhagen im Osten Brandenburgs.

Helfen diese Projekte den Dörfern, oder sind es nur digitale Inseln, Parallelwelten von Netz-Nomaden im Berliner Umland? Erste Erfahrungen sind positiv. Simona Koß, die Vorsitzende des Fördervereins Dorfkirche Prädikow: „Die Hofgruppe bringt sich aktiv ins Dorfleben ein, einige von ihnen sind Mitglieder im Verein Kultur und Landleben, wieder andere beteiligen sich aktiv an den Aktivitäten in und an der Dorfkirche.“ Auch wenn die digitalen Neusiedler nicht überall so engagiert sein mögen, so lehrt doch die Geschichte, dass neue Entwicklungen oft klein in Nischen beginnen, dann vielleicht zu etwas Größerem werden. Auf jeden Fall ist es vorteilhaft, wenn neue Ideen demographisch ausge-



laugte Dörfer revitalisieren. Dort fehlen oft die lokalen „Macher“, dann sind es gerade die Neuen, die etwas bewegen. Dies gelingt, wenn die Neu-Bürger sich nicht wie neunmalklugen Besserwisser aufspielen, sondern sich in die Dorfgemeinschaft einfügen. Dann passieren mitunter erstaunliche Dinge, wie drei neue Fördervereine in der Uckermark beweisen – in Stegelitz, Wilmersdorf und Flemisdorf. Diese Dörfer liegen etwa neunzig Kilometer nördlich von Berlin.

Andreas Winter (55), der sich als Stadtflüchtling bezeichnet, war noch gar nicht in die Alte Schule von Stegelitz eingezogen, als er und seine Lebensgefährtin Mona Danz im November 2017 ein simples, von Hand gestaltetes Flugblatt in die Briefkästen der 200 Dorfbewohner steckten. „Warum läutet die Glocke nicht mehr?“ schrieben sie und luden zur Info-Versammlung für die Dorfkirche. Statt der vier bis zehn Leute, die Pfarrerin und Bürgermeister prophezeiten, kamen 37 Interessierte. Heute hat der Förderverein 130 Mitglieder; die Hälfte sind Auswärtige, unter anderem Radler, die in der Pension der Alten Schule übernachteten. Das marode Gebälk der



Andreas Winter vor der Dorfkirche Stegelitz;
Fotos: Konrad Mrusek

Dorfkirche wird inzwischen gesichert und Andreas Winter plant schon die weitere Sanierung, nachdem allein ein Spendenaufruf der Deutschen Stiftung Denkmalschutz fast 100.000 Euro erbrachte.

Wie schafft man dieses Gemeinschaftswerk in einem eher tristen Straßendorf? „Es gibt da keinen Trick“, sagt Winter, „man muss authentisch sein, nicht schwätzen, sondern erst mal zuhören, die Leute ernst nehmen und dann machen.“ Wo könne man denn sonst noch durch einfaches Handeln so viel bewirken? Andreas Winter, der als Fotograf arbeitet, fühlt sich dabei keineswegs als großzügiger Altruist, der überhaupt nicht an sich denkt. Das funktioniert seiner Ansicht nach auch nicht. Wer Energie gebe, müsse auch Energie nehmen, um die persönliche Balance zu erhalten. „Die Energie, die man hier aussendet, die kommt auch wieder zurück, das ist doch ein Naturgesetz. In unserer Gesellschaft wird aber leider Energie oft mit Geld verwechselt. Das ist pathologisch.“

Die Energie, die Winter (er stammt aus Chemnitz, seine Partnerin ist Uckermärkerin) in dieses Kirchen-Projekt steckt, ist gleichwohl überraschend.

„Ich bin kein Christ, sondern vielleicht Agnostiker. Spiritualität und Demut vor dem Leben, das treibt mich an“. Die Alte Schule hat er auch deshalb gekauft, weil nebenan auf dem Foto die Feldsteinkirche aus dem 13. Jahrhundert zu sehen war. Er hat ein Faible für kunstvoll behauenen Feldstein und traditionelles Handwerk. Daher war er empört, als er von einem möglichen Verkauf der Kirche erfuhr. „Ein Gotteshaus kann man doch nicht verkaufen. Das ist ein Kulturgut.“ Er sei zwar nicht gläubig im kirchlichen Sinne, aber er glaube daran, dass Menschen eine Gemeinschaft brauchen. Die könne man mit solch einem Projekt schaffen, und es sei stets eine Freude, in die Gesichter der Dörfler zu schauen, wenn sie zu einer der Arbeitsaktionen kommen. Auch den ein oder anderen, die von der politischen Willkür in der Wendezeit gebeutelt worden seien, könne man auf diese Weise wieder in die Gemeinschaft holen. „Sog ist besser als Druck, um Mitstreiter zu gewinnen“. Ein derartiger Sog entstehe, so Winter, wenn der Nachbar einen frage, ob man auch hingehge und mit anpacke.



Bettina Locklair und Günter Simon

Auch Günter Simon (73) bezeichnet sich als Stadtflüchtling, der nach vielen Jahren des beruflichen Umherwanderns in Westdeutschland und West-Berlin für das Rentnerleben eine ländliche Heimat suchte. Er zog 2012 nach Wilmersdorf, weil ihm dort die aktive Dorfgemeinschaft der 240 Einwohner behagte. Er wohnt zur Miete im ehemaligen Bahnhofsgebäude. Die Fahrt nach Berlin, wo noch seine Partnerin wohnt, dauert rund eine Stunde.

Von Beginn an nahm Simon teil an den Aktivitäten im Dorf, fuhr mit beim sogenannten Radler-Frühling nach Angermünde, singt sogar als einziger Mann Volkslieder in einem Frauenchor. Er schwärmt von den vielen Kontakten, die gemeinsames Singen ermögliche. Als religiöser Mensch besuchte er den Gottesdienst. Als der Landpfarrer nach 30 Jahren auf eine neue Stelle in der Stadt wechselte, verwaiste die Pfarrstelle und die Gemeinde erfuhr aus der Presse, dass die versprochene Sanierung der Dorfkirche auf unbestimmte Zeit verschoben und der Friedhof aufgegeben werden solle. Da entschloss sich Simon, eine Lektoren-Ausbildung zu machen, um selbst Gottesdienste halten zu können. Im November 2018 gründete er mit einer Handvoll engagierter Wilmersdorfer einen Förderverein, um die marode Scheunenkirche langfristig zu retten. Außerdem freut er sich, dass die Dorfkinder die Kirche mehr und mehr in Besitz nehmen und zu einer belebten Kinderkirche machen.

Bei Bettina Locklair (57) hat es etwas gedauert, bis sie sich in Flemsdorf engagierte. Sie wohnt seit 2013 etwas oberhalb des Dorfes auf einem Hof und ist vermutlich die einzige Katholikin unter den 180 Einwohnern. „Ich habe zunächst mein Leben gelebt, war einfach hier im Dorf, wenn ich nicht als Pendlerin unterwegs war“. Sie arbeitete damals als Juristin beim Erzbistum Berlin. Als das

Dorf 2017 die Einwohner aufrief, das 750-Jahr-Jubiläum zu organisieren, ging sie zur Versammlung und bot ihre Mitarbeit an. Sie nähte unter anderem Wimpel für das Fest, doch wichtiger war, dass ihr die Misere der Dorfkirche bewusst wurde, die eine äußerst wertvolle barocke Ausstattung hat. Denn das Dorf-Fest fand auch in der Kirche statt. Also gründete sie einen Förderverein, der das Gotteshaus sanieren soll. „Ich finde, jeder Ort braucht eine Mitte und diese fehlt dem Straßendorf, also braucht Flemsdorf eine schöne Kirche.“ Ähnlich wie in Wilmersdorf stiftete der Förderkreis Alte Kirchen auch hier ein Startkapital von 2.500 Euro.

Macht es einen Unterschied, ob die oder der Neue im Dorf Ossi oder Wessi ist, hatte es der geborene Sachse Winter einfacher als die Westdeutschen Locklair und Simon? Die Antworten sind nicht eindeutig. „Kann sein, dass es ein Wessi hier schwerer hätte“, meint Winter. „Ich weiß aus eigener Erfahrung vermutlich besser, wie die Leute hier ticken, denn Stegelitz war geprägt von der zentralen Agrar-Planwirtschaft. Ab 1990 kam eine weitere „Planwirtschaft“, die das noch vorhandene dörfliche Leben zusammenbrechen ließ. Kein Laden, kein Bäcker, keine Kneipe, der eine hat Arbeit, der andere nicht. Die Menschen waren froh, dass hier einer die Initiative ergreift.“ Es sei doch, so fügt er hinzu, wegen der vielen „Glücksritter“ der letzten Jahrhunderte verständlich, wenn die Menschen bei einem Neuen erst einmal misstrauisch seien, egal ob der Ossi oder Wessi sei. „Selbst wenn man ihnen auf Augenhöhe begegnet, also nicht überheblich ist, darf man nicht erwarten, dass sie einen umarmen.“

Die Ossi-Wessi-Debatte nervt Günter Simon „Ich habe keine Lust auf das Thema.“ Wer mit offenem, freundlichem Blick auf die Menschen zugehe, der finde schnell Kontakt, einerlei, wo er herkomme. Im Übrigen gebe es überall Menschen, die einen nicht mögen. Damit müsse man leben. Auch Bettina Locklair glaubt nicht, dass es im Dorf eine Rolle spielte, ob sie aus Osnabrück oder aus dem Osten stammt. Sie habe zumindest solche Animositäten nicht wahrgenommen. „Natürlich wird man neugierig betrachtet und taxiert, aber das gibt's doch bei jeder oder jedem Neuen im Dorf.“

In den kommenden Jahren wird es vermutlich mehr Neue in den Dörfern geben, wenn die Babyboomer in Rente gehen. Zwischen 1955 bis 1965 hatte Deutschland die geburtenstärksten Jahrgänge; allein 1964 waren es 1,3 Millionen. Nach einer Studie der Körber-Stiftung waren 2014 fast fünfzig Prozent der Deutschen zwischen 50 und 64 Jahren ehrenamtlich aktiv im Sport, im sozialen Bereich oder in Kirchen und anderen religiösen Gemeinschaften. Die Autoren der Studie erwarten, dass künftig dieses Engagement noch umfangreicher sein wird, wobei die kommende Rentnergeneration gesünder und auch besser gebildet ist. Allerdings werde die Aktivität vermutlich anders aussehen, heißt es in der Studie, die Ehrenamtlichen würden nicht mehr das klassische Vereinswesen bevorzugen. „Sie ziehen es häufig vor, sich in zeitlich begrenzten Initiativen und Projekten mit klarem Ziel zu engagieren.“ —

WERNER ZIEMS

Vom Dachboden auf den OP-Tisch

Zwölf Jahre Spendenaktion „Vergessene Kunstwerke“

Werner Ziems ist Amtsrestaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege.

Es waren die Taufengel, die vor zehn Jahren eine große Rettungsaktion auslösten. Als 2006 das Landesamt für Denkmalpflege alle Engel in Berlin und Brandenburg zählte, zeigte sich, dass es vielen von ihnen sehr schlecht ging. Während zahlreiche Kirchen in den vergangenen Jahren mit Hilfe staatlicher Förderprogramme instand gesetzt werden konnten, fehlten für die Kunstwerke und Ausstattungsobjekte oft die finanziellen Mittel, um sie zu restaurieren. So entstand die Idee einer Spendenkampagne.

Unter dem Motto „Menschen helfen Engeln“ wurde im Namen des Brandenburgischen Landesamtes und Archäologischen Landesmuseums (BLDAM), der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg dazu aufgerufen, für die Restaurierung der unbeachtet in Abstellkammern ein Schattendasein fristenden Taufengel Gelder zu sammeln. Die Aktion wurde ein großer Erfolg. Nach drei Jahren wurden über 80.000 Euro zusammengebracht, mit denen mehr als 25 Taufengel restauriert und zum größten Teil an ihren ursprünglichen Ort, in der Mitte der Kirche, unter die Decke gehängt werden konnten. Besonders erfreulich war, wenn eine Kirchengemeinde ihren Taufengel mit einer Kindstaufe in Dienst genommen hat, wie es zum Beispiel in der kleinen Dorfkirche in Niebendorf der Fall war.

(o.) Taufengel aus der Dorfkirche Wismar (Uckermark) während der Restaurierung; Foto: Roland Enge

(u.) Amtsrestaurator Werner Ziems bei der Begutachtung eines Epitaphgemäldes aus der Dorfkirche Blankensee (Landkreis Teltow-Fläming); Fotos: Bernd Janowski





Restaurierte Figuren aus dem Prospekt der Renaissance-Orgel in der St. Marienkirche Bernau

Aber was sollte mit all den anderen Kunstwerken geschehen? Nach drei Jahren erfolgreicher Taufengel-Spendenaktion wurde das Motto modifiziert. Nun hieß es „Vergessene Kunstwerke brauchen Hilfe“. Einerseits sollte damit bei akuten Schäden geholfen werden, andererseits sollte die Auswahl von verschiedensten Ausstattungsstücken einen Querschnitt der Problematik aufzeigen. Nutznießer der Aktion waren seitdem sehr unterschiedliche Objekte, wie die kunsthistorisch bedeutenden Altäre aus Laubst und Ruhland. Aber auch den weniger bedeutenden Objekten sollte geholfen werden. In der Dorfkirche Dedelow wurde neben der Sicherung des Altaraufsatzes der lange Zeit in der Turmkammer abgestellte, stark beschädigte Deckel der hölzernen Renaissance-Taufe restauriert. In der Bernauer Marienkirche konnten die seit ihrer Demontage im 19. Jahrhundert in verschiedenen Depoträumen eingelagerten Fragmente der Renaissance-Orgel konserviert und erstmals wieder im Kirchenraum an einer repräsentativen Stelle an der Westwand, neben der Orgel des 19. Jahrhunderts, präsentiert werden. In der Dorfkirche Blankensee zieht nun wieder das fachgerecht restaurierte Epitaphgemälde der Anna von Schlabrendorf die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. Besonders erfolgreich war die Spendenaktion in der Dorfkirche Kunow, wo 2018 ein erster Abschnitt des mit emblematischen Darstellungen bemalten Gemeindegestühls restauriert werden konnte.

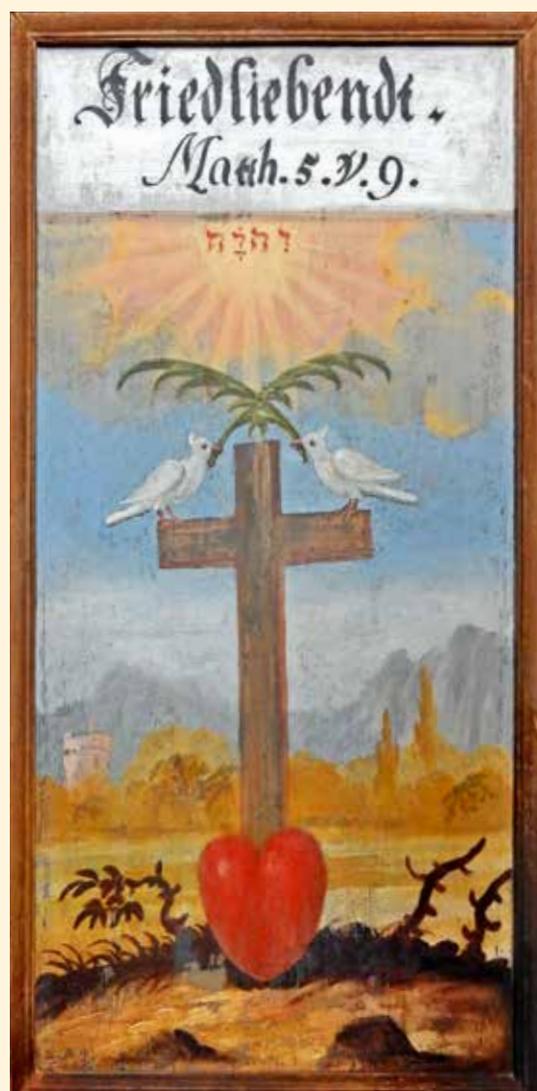
Insgesamt konnte in den vergangenen zwölf Jahren für die genannten Objekte, einschließlich der Taufengel, die stolze Summe von etwa

165.000 Euro aufgebracht werden. Ein Ergebnis, das Mut macht, sich auch weiterhin für die „Vergessenen Kunstwerke“ einzusetzen! Wohl wissend, dass der tatsächliche Bedarf weit über der genannten Summe liegt, muss es uns umso mehr Ansporn sein, mit der Spendenaktion fortzufahren. Wo die Spenden allein nicht ausreichten, um die Objekte vollständig restaurieren zu lassen, konnte doch wenigstens mit ihrer Hilfe der fortschreitende Verfall durch Sicherungsmaßnahmen aufgehalten werden, oder die Spenden wurden zum Ansporn für weitere Sammlungen durch die Kirchengemeinden und für Fördermittelgeber. —

.....

Aktuelle Spendenobjekte sind wertvolle Epitaphien in der Dorfkirche Groß Jehser (Landkreis Oberspreewald-Lausitz). Es gilt, wertvolle Zeugnisse des barocken Totengedenkens vor dem endgültigen Verlust zu bewahren.

.....



Detail der Gestühlmalerei in der Dorfkirche Kunow nach der Restaurierung

IHRE SPENDE ...

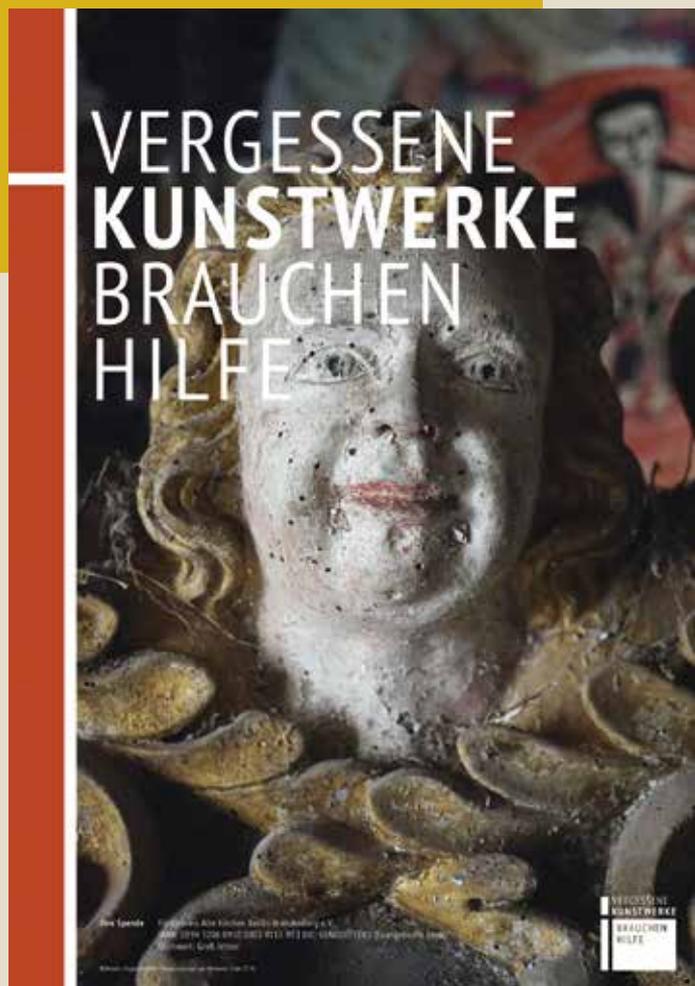
... für die Sicherung und Restaurierung von Kunstwerken der Dorfkirche Groß Jehser

Die kleine Dorfkirche in Groß Jehser im Landkreis Oberspreewald-Lausitz entspricht außen wie innen dem Bild einer klassischen barocken Patronatskirche. Mehrere begüterte Familien haben dem alten Vorgängerbau des 15. Jahrhunderts in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch umfangreiche Umbauten und zahlreiche hochkarätige Ausstattungstücke sein bis heute prägendes Erscheinungsbild gegeben. In dem doppelgeschossigen südlichen Anbau hatten sie ihre Logen, im Turm bzw. im Fußboden ihre Grabstellen. Kirchengebäude waren in der Vergangenheit stets Orte der Trauer, aber auch der Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode. Nur noch äußerst selten sind in einer märkischen Dorfkirche anrührende Zeugnisse der Gedächtnis- und Bestattungskultur in dieser Fülle erhalten geblieben.

Der Innenraum der Kirche besticht durch die Qualität und die Fülle seiner Ausstattung. Von den zahlreichen Kunstwerken sind zuerst der mächtige Altaraufsatz, die Kanzel mit dem integrierten Beichtstuhl, der barocke Orgelprospekt und das steinerne Wandepitaph der Familie von Patow zu nennen. Aber auch mehrere kleinere Wappenepitaphien und Grabplatten der Familien von Polentz, von Minkwitz und von Schwantes machen den besonderen Reiz des Kirchenraumes aus.

Vor einigen Jahren konnte das Kirchendach vorbildlich instandgesetzt werden. Damit wurde die Grundvoraussetzung für die Erhaltung der Kirche und der darin befindlichen, wertvollen Ausstattungstücke geschaffen. Nun ist es an der Zeit, auch die teilweise stark beschädigte Substanz der zahlreichen Kunstwerke zu sichern.

An fast allen aus Holz geschnitzten Kunstwerken hat der Holzwurm sein zerstörerisches Werk hinterlassen. Bei Altar und Kanzel fallen die Schäden auf den ersten Blick kaum ins Auge, nur bei näherer Betrachtung wird deren Ausmaß deutlich: Ganze Teile des Schnitzwerkes – Blattranken, Spruchbänder, Arme – sind abgebrochen und teilweise verloren. Die aufwändigen Bemalungen sind großenteils lose und von Verlusten bedroht. In Nebenräumen der Kirche lagern noch weitere Wappenepitaphien und Totenkronenkästen in einem erbärmlichen Zustand. Es ist höchste Zeit, auch diese Bestände zu sichern und zu restaurieren.



rieren. Mit Hilfe der diesjährigen Spendenaktion „Vergessene Kunstwerke“ soll dazu ein Beitrag geleistet werden. Es ist das Ziel, wenigstens eines der beiden am stärksten beschädigten Epitaphien zu restaurieren, damit es wieder seinen Platz im Kirchenraum einnehmen kann. Darüber hinaus sollen dringende Sicherungsarbeiten an weiteren gefährdeten Objekten durchgeführt werden.

Mit Ihrer Spende können Sie dazu beitragen, diese wertvollen Beispiele barocker Kunst und Frömmigkeit zu erhalten. —

Ihre Spende:

Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e. V.

IBAN DE94 5206 0410 0003 9113 90
BIC GENODEF1EK1 (Evangelische Bank)
Stichwort: Groß Jehser

Eine gemeinsame Aktion von: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.



HENNING UTPATEL

Dank für erfolgreiche Spendenaktion

Der farbenreiche Bilderzyklus in der Dorfkirche Barenthin

Henning Utpatel ist Pfarrer im Pfarrsprengel Breddin (Kirchenkreis Prignitz).

Die anschaulichen Bilder des 300 Jahre alten Bilderzyklus an der Emporenbrüstung in der Kirche Barenthin (Prignitz) können nun bald restauriert werden. Die Kirchengemeinde hat sich seit etwa zwei Jahren um Fördermittel für die umfassende Sanierung und Restaurierung des Innenraumes der alten Feldsteinkirche bemüht. Nach der Sicherung des mittelalterlichen Dachstuhles und des Kirchenschiffes sowie der Neueindeckung und Fassadensanierung 2017 und 2018 waren gute Voraussetzungen dafür geschaffen worden. Die restauratorischen Voruntersuchungen ergaben einige Merkwürdigkeiten, zum Beispiel eine Fassung der Kirchenwände, die an Fachwerkwände, wie sie in den Bauernhäusern üblich waren, erinnert.

Ganz besonders im Blick ist der Erhalt der Gemälde des Havelberger Malers Christian Ludwig Schlichting aus dem Jahr 1716. In dem bemerkenswerten, aus insgesamt 19 Einzelszenen be-

stehenden Zyklus sind Stationen aus dem Leben Christi dargestellt: von der Verkündigung Mariens, der Anbetung der Hirten über Leidensgeschichte und Passion Christi bis zur Himmelfahrt. Der Barenthiner Zyklus schmückte ursprünglich die an der Nord- und Westseite der Kirche angebrachten Emporen. Bauliche Veränderungen im Kirchenraum haben dazu geführt, dass heute fünf Szenen nicht mehr an ihrem ursprünglichen Standort platziert sind. Drei im Format beschnittene Bildfelder hängen separat in einem Rahmen zusammengefasst, zwei Szenen befinden sich neben der 1983 eingebauten Orgel im Osten der Kirche.

Zudem wünscht die Kirchengemeinde eine Restaurierung der Rokoko-Kanzel, die sich in einem erbarmungswürdigen Zustand befindet und vor etwa vierzig Jahren einen unangemessenen Platz zugewiesen bekam: an der Westseite des Kirchenraumes, im Rücken der versammelten Gemeinde. Nun soll sie mit Hilfe der vielen Spenden aus der

Innenraum der Dorfkirche Barenthin;
Fotos: Werner Ziems

Spendenaktion „Vergessene Kunstwerke brauchen Hilfe“ ebenso wie die Emporenbilder restauriert werden. Und sie wird ihren Platz wieder im östlichen Teil der Südwand bekommen.

Die Kirchengemeinde ist dankbar für die Wertschätzung, die die Bilder und auch ihr Engagement um den Erhalt der alten Kirche durch die Aufnahme in die Spendenaktion 2019 bekommen haben. Das großartige Spendenergebnis in Höhe von etwa 18.000 Euro soll durch Mittel der brandenburgischen Denkmalpflege aufgestockt werden. Die Zusage der Marlies-Kressner-Stiftung für eine Zuwendung wird darüber hinaus helfen, Kanzel und Bilder zu retten. Für die weiteren Teile der Sanierung des Kirchenraumes erfolgte wenige Tage vor Weihnachten ein Fördermittelbescheid für EUMittel aus dem LEADER-Programm. So können in diesem Jahr die Vorbereitungen zur Ausschreibung aller notwendigen Arbeiten beginnen. Durch eine ästhetische Verbesserung des Erscheinungsbildes des gesamten Kirchenraumes soll eine intensivere und bessere Nutzung durch die Gemeinde ermöglicht werden. —



Bildmotiv „Auferstehung“ aus der Emporenmalerei in der Dorfkirche Barenthin

Dank für erfolgreiche Spendenaktion

Uckermärkische Musikwochen



8. August bis 30. August 2020

Ein Festival der Alten Musik mit Ausflügen zur Musik ferner Länder; 23 Konzerte in Kirchen, Schulen, Ställen, Scheunen und Open Air

Konzerte in Kirchen

Sonntag, 9. August, 14.30 Uhr – Kirche Gerswalde
Hildegard von Bingen und John Cage
Irene Kurka, Gesang solo

Freitag, 14. August, 19 Uhr – Kirche St. Marien Angermünde
Trionfo dei Piffari – Workshop-Konzert
Capella de la Torre mit Katharina Bäuml und Workshopteilnehmer

Samstag, 15. August, 17 Uhr – Dorfkirche Herzfelde bei Templin
Salve Regina
Johanna Winkel, Sopran; Tabea Höfer, Violine
Claudius Kamp, Blockflöte, Dulzian; Adrian Rovatkay, Dulzian
Arno Schneider, Orgel

Sonntag, 16. August 15 Uhr – Kirchlein im Grünen Alt Placht
In temporibus – in den Zeiten
Ensemble «astrophil & stella»
Eva-Maria Soler Boix, Sopran; Johanna Bartz, Renaissancetraverso
Guilherme Barroso, Renaissancelaute und Vihuela

Sonntag, 16. August 16 Uhr – Dorfkirche Flemisdorf
Abendlied
Das Adler=Consort
June Telletxa, Gesang; Emanuelle Bernard, Viola und Violine
Andreas Arend, Lyra Aurea; Max Hattwich, Theorbe, u.a.

Samstag, 22. August – Franziskanerklosterkirche Angermünde
Beethoven-Marathon, drei Konzerte, zwei Hammerflügel
16 Uhr
Klavier vierhändig – Mira Lange und Peter Uehling
17.30 Uhr
Violoncellosonaten
Octavie Dostaler-Lalonde, Violoncello – Artem Belogurov, Klavier
19.30 Uhr
Klaviersonaten – Viviana Sofronitzki

Sonntag, 23. August 15 Uhr – Open Air, Jüdisches Museum Schwedt
Mars bohemicus
Capella Ornamentata (Prag), Renaissancebläser

Sonntag, 23. August 16 Uhr – Dorfkirche Blindow bei Prenzlau
Cleopatra infelice!
Christina Roterberg, Sopran; Torsten Johann, Cembalo

Sonntag, 23. August 16 Uhr – Kirche Fergitz bei Gerswalde
Beethoven & Mendelssohn Bartholdy
Bellatrix Streichquartett

Samstag, 29. August 17 Uhr – Dorfkirche Biesenbrow
Singet dem Herrn!
Ensemble Polyharmonique

Sonntag, 30. August 15 Uhr – Dorfkirche Altkünkendorf
As festas do anno
«Cantaderas», Frauenvokalensemble aus Spanien

Sonntag, 30. August 16 Uhr – Dorfkirche Groß Fredenwalde
Bottesini, Bass-Virtuose und Opernkomponist
Pavla Radostová, Gesang; Jano Prievoznik, Kontrabass
Monika Knoblochová, Hammerflügel

Informationen und Kartenverkauf

Uckermärkische Musikwochen e.V.

T: 0331-9793301 – E: info@uckermaerkische-musikwochen.de
www.uckermaerkische-musikwochen.de



*Ruine der Dorfkirche Carzig;
Fotos: Horst Drewing*

UWE DONATH

Zerstörung und Neubeginn Eine Spurensuche im Oderbruch

Uwe Donath ist Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen und als Regionalbetreuer zuständig für die Landkreise Märkisch Oderland und Oder-Spree.

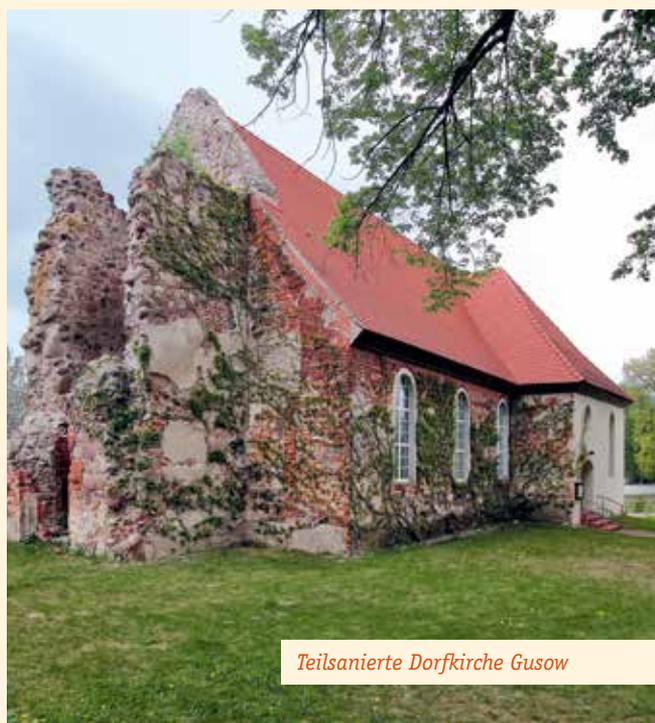


Ruine der Dorfkirche Mallnow

In seinen „Wanderungen“ berichtet Theodor Fontane von einem Besuch der Seelower Höhen: „Die Feuchte des Bruches liegt dann wie ein Schleier über der Landschaft, alles Friede, Farbe, Duft, und der ferne, halb ersterbende Klang von dreißig Kirchtürmen klingt in der Luft zusammen, als läute der Himmel selber die Pfingsten des nächsten Morgen ein.“

Heute würde der märkische Wanderer viele der damaligen Kirchtürme vermissen. Die schweren Kämpfe am Ende des Zweiten Weltkrieges hinterließen vielerorts Ruinenlandschaften und die Sorge der in ihre Dörfer zurückkehrenden Menschen galt zuerst der Reparatur ihrer Häuser, wofür auch Baumaterial von beschädigten Kirchengebäuden entnommen wurde.

Aber schon bald fanden viele Gemeinden Mittel und Wege, trotz politischer Hemmnisse ihre Dorfkirche wieder herzustellen, zumindest in vereinfachter Gestalt. Zum Beispiel begann die Gemeinde in Sachsendorf bereits in den ersten Nachkriegsjahren mit einem Wiederaufbau in reduzierter Form, den sie unter größten Anstrengungen 1955 abschließen konnte. Erinnerung sei an Kienitz; in dem schwer zerstörten Dorf wurde die zum Abriss



Teilsanierte Dorfkirche Gusow



Ruine der Dorfkirche Ortwig



Ruine der Dorfkirche Schönfließ

vorgesehene Kirchenruine ab 1951 neu errichtet. Spenden der evangelischen Bruderkirchen ermöglichten einen Bau mit Ober- und Erdgeschoss, Gemeinderaum und integrierter Pfarrwohnung, ohne Turm. „Ohne Gott ist keine Ordnung“, das war die Devise von Erna Roder, der die Erhaltung der Kirche als Lebensaufgabe galt. Die Pfarrfrau und Malerin hat mit dem Verkauf ihrer Bilder 1985 die Instandsetzung des Kirchturms finanzieren können. Nach einer Grundsanierung 2012 findet man jetzt die Radfahrererkirche mit einem modernen Andachtsraum im Obergeschoss über einem Café „Himmel und Erde“ – heutigen Bedürfnissen entsprechend umgestaltet. Ein weiteres Beispiel ist Kunersdorf, dessen Kirche in einem Willkürakt des Bürgermeisters gesprengt worden war. Die Landesregierung musste schließlich auf den Einspruch des Konsistoriums reagieren und genehmigte einen der ganz wenigen Kirchen-Neubauten; Ende 1950 wurde der Grundstein für eine Rundkirche aus



Sanierter Turm der Kirchenruine Podelzig



*Ruine der Dorfkirche Reitwein
mit wiedererrichtetem Kirchturm*

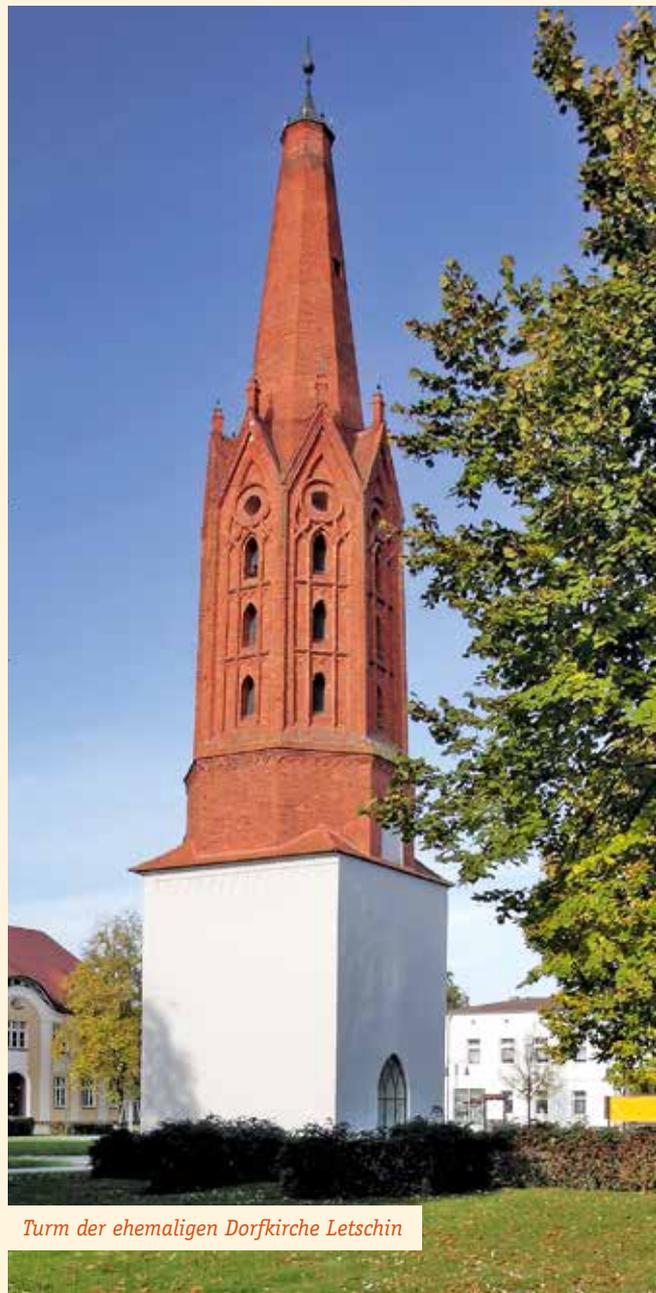
Klinkersteinen nach Plänen von Dr. Curt Steinberg gesetzt.

Die meisten Kirchen in der Region sind inzwischen Zierden der Orte, von äußeren Beschädigungen befreit, ja, einige befinden sich in besserem Zustand als vor dem Krieg. Allerdings ist in mehr als zehn Ortschaften des Oderbruchs keines der alten Gotteshäuser mehr vorzufinden.

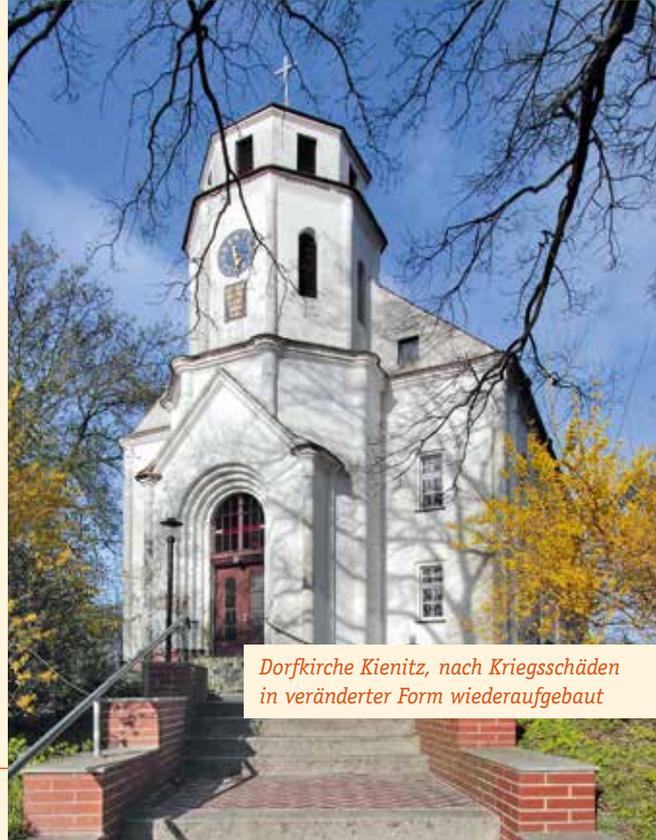
In anderen Dörfern waren die Kirchen zwar sehr beschädigt, blieben aber vom Abriss verschont. Das Schicksal der barocken Friedersdorfer Kirche steht für viele Dorfkirchen im Oderland. Bei den Kämpfen um die Seelower Höhen schwer beschädigt, musste der Chorraum 1947 durch eine Mauer vom Schiff abgetrennt werden, 1959 wurde sie wegen Baufälligkeit gesperrt, 1984 konnte immerhin das Dach des Kirchenschiffs neu eingedeckt werden und das Bauwerk wurde so vor dem Verfall bewahrt. Wer die viel besuchte Kirche heute betrachtet, mag dem Urteil Fontanes zustimmen, der sie als eine der schönsten Kirchen der Mark bezeichnete.



Kirchenbaracke in Altwriezen



Turm der ehemaligen Dorfkirche Letschin



*Dorfkirche Kienitz, nach Kriegsschäden
in veränderter Form wiederaufgebaut*



Dorfkirche Hohenjesar mit Notdach

Ein dreiviertel Jahrhundert nach Kriegsende gibt es reparierte und sanierte Kirchengebäude, aber auch zahlreiche Kirchenruinen, deren weitere Existenz für die Dorfbewohner bedeutsam bleibt. Es sind Überreste der ehemaligen Kirchen, die vorangegangene Generationen auf ihren Lebensstationen begleiteten; sie verbinden die jetzt Lebenden mit ihren Vorfahren. Auch waren viele Kirchenruinen in einem Zustand, der mit einigem baulichen Aufwand eine weitere Nutzung ermöglichte. So findet man heute ganz unterschiedliche Überreste ehemaliger Kirchengebäude, beispielsweise haben die Bewohner in Carzig und Ortwig aus der Not eine Tugend gemacht und Gemeinderäume in die Ruinen hineingebaut.

Nach Antritt seines Amtes in den 1980-er Jahren übernahm Pfarrer Martin Müller neben der Gemeinde Mallnow ausschließlich Orte, in denen Kirchenruinen standen. Inzwischen gibt es in Niederjesar einen Neubau, der auf den alten Grundmauern errichtet eine architektonisch interessante Lösung darstellt.

Kirchtürme haben für die Dörfer als Landmarken besondere Bedeutung. In Beiersdorf, Lossow und Podelzig wurden sie neu errichtet und für unterschiedliche Veranstaltungen nutzbar, das dazugehörige Kirchenschiff blieb als gesicherte Ruine erhalten. Der Kirchturm in Seelow fehlte mehr als vierzig Jahre; 1998 konnte er wieder errichtet werden. Der nach Entwürfen Schinkels erbaute Turm der Kirche in Letschin entging den Abrissplänen und enthält nach aufwendiger Restaurierung eine Ausstellung zur Kirchengeschichte.



Wiederaufgebaute Stadtkirche Seelow mit neuem Kirchturm von 1997/98



Dorfkirche Niederjesar, nach Kriegsschäden in veränderter Form wiederaufgebaut

Ein herrlicher Blick in die Oderlandschaft bietet sich dem Besucher in Reitwein – der originalgetreue Wiederaufbau des Kirchturms gelang bis ins Detail; seit 1999 führt eine Treppe zu einer Aussichtsplattform. Auch hier kündigt die Ruine des mächtigen Kirchenschiffs von einem ehemals prosperierenden Gemeinwesen.

In Rathstock, Schönfließ und Mallnow erinnern nur noch Umfassungsmauern oder Mauerreste an ehemalige Gotteshäuser. Als Mahn- und Gedenkorte haben sie ihre eigene Bedeutung. Mit Notdächern werden die Kirchen in Hohenjesar und Treplin gesichert.

Zum Glück verbessert sich vieles, jüngste Beispiele sind der Wiederaufbau der Marienkirche in

Wriezen, der neue Kirchturm in Lichtenberg bei Frankfurt/Oder, die Überdachung der Kirchenruine in Dolgeln (Beitrag in diesem Heft). Die bevorstehende Sanierung der Kirchenruine in Ortwig stimmt ebenso hoffnungsvoll wie das Vorhaben, in Altwriezen den ehemaligen Kirchturm neu zu errichten.

Kirchengebäude unterliegen den jeweiligen Lebensverhältnissen und Bedingungen. In den vergangenen Jahrzehnten haben demografischer Wandel, Zuzug von Städtern mit Zweitwohnsitz und kleiner werdende Gemeinden die althergebrachten Dorfstrukturen verändert. Neue Lebensbedingungen verändern auch die Ansprüche an die Nutzung von Kirchen. Ruinen wecken bei Nachgeborenen nicht zwangsläufig Erinnerungen an Leid und Tod, Burgruinen umweht immer schon ein Hauch von Romantik.

Über Jahrhunderte wurden Kirchen errichtet, zerstört, neu- oder wiederaufgebaut – so ist auch in dieser Region das letzte Wort über nicht gesprochen.



Dorfkirche Kunersdorf, Neubau (1951–55) nach Sprengung des beschädigten Vorgängerbaus

Weiterführende Literaturhinweise:

Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Das Oderland, Berlin 1987.

Reinhard Schmook, Kirchen und Gemeindehäuser im Evangelischen Kirchenkreis Oderbruch, Kunersdorf 2012.

Frank Mangelsdorf, Einst und Jetzt – Kirchen im Oderbruch, Berlin 2011.

Kirchen im Oderbruch und ihre Schicksale seit dem Frühjahr 1945, Hg.: Hans-Georg Rieger/Günther-Alexander von Wittich, Berlin 1992.

WOLF-RAINER MARX

Ruine unter Dach

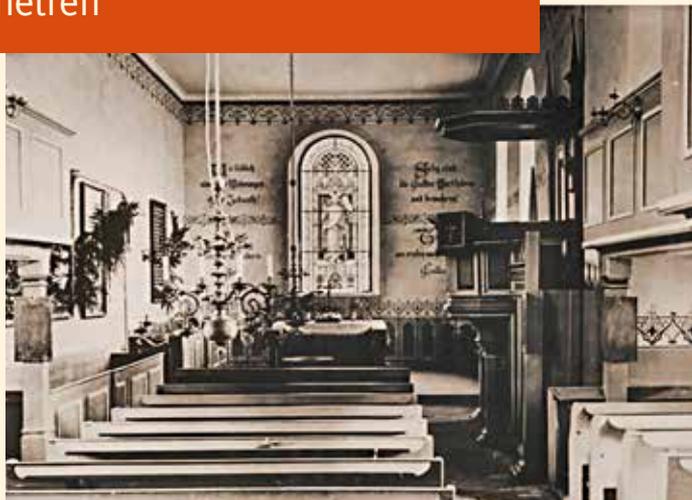
In Dolgeln weiß man sich zu helfen

Wolf-Rainer Marx, Informatiker, ist Mitglied im Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Am 25. Mai 2019 weihten in Dolgeln, südlich von Seelow gelegen, etwa 250 Fördervereinsmitglieder, Helfer, Sponsoren, Unterstützer, Einwohner und Gäste das leuchtend rote Kirchendach ein. Pfarrer Martin Müller sagte in seiner Andacht: Es ist ein gelungenes Werk entstanden, woran jahrzehntelang niemand geglaubt hat, mit diesem Dach ist es eine „Ruine unter Dach“.

Dolgeln wurde erstmals 1321 erwähnt. In der Urkunde ging es um den Verkauf einer Mühle; mit dem Erlös sollte der Ort von der Johanniter-Komturei Lietzen zurückgekauft werden. Er wird also im 13. Jahrhundert gegründet worden sein. Aus Granitblöcken, von der letzten Eiszeit zurückgelassen, wurden auf dem Dorfanger die sorgfältig gesetzten Mauern der Kirche errichtet, eines Saalbaus mit eingezogenem, gerade abgeschlossenen Chor. Im 16. Jahrhundert bekam die Kirche einen Turm. Eine Ecke des Turms stürzte 1867 ein. 1870 stand ein Backsteinturm vor dem Westgiebel, der höher war als der Turm der Stadtkirche von Seelow. Das Innere der Kirche war derb und ländlich, die Kirche eines Bauern- und Handwerkerdorfes.

Dolgeln liegt an der Straße, die von den Seelower Höhen in Richtung Westen führt. Sie war deshalb in der Schlacht am 16. und 17. April 1945,



*Dorfkirche Dolgeln, Innenraum (um 1920);
Foto: Archiv Norbert Trebeß*

die das Oderbruch verwüstete, heftig umkämpft. Zudem war der Bahnhof von Dolgeln das Hauptquartier einer deutschen Infanteriedivision. Die Frauen und Kinder des Dorfes waren schon im Februar nach Halbe evakuiert worden und die zurück gebliebenen Männer hörten in den Kellern, wie die Häuser und Ställe zerschossen wurden.

Bei Kriegsende kamen Flüchtlinge und Umsiedler nach Dolgeln und mehr als 800 Bürger (vor dem Krieg waren es 683) begannen den schweren Wiederaufbau. Bevor die Felder bestellt werden konnten, mussten die Toten geborgen werden. Bevor die Straßen befahren werden konnten, mussten die Trümmer beseitigt werden. Bevor die Häuser bewohnt werden konnten, mussten sie wiederhergestellt werden. Die Neubauernsiedlung hieß, nach ihrer Dacheindeckung, „Strohdorf“.

Die Kirche überstand den Krieg mit Einschusslöchern und zwei Treffern im Turm, der bei Beginn der Kämpfe nicht gesprengt worden war, anders als bei den meisten Kirchen im Oderbruch. Die Schäden am Schiff wurden ausgebessert und schon 1945 wieder Gottesdienste gefeiert, getraut und konfirmiert. Aber 1946 gestattete der Bürgermeister, die Dachziegel für die Wohnhäuser und die Schule zu verwenden. Damit war die Kirche zum Abriss freigegeben. Dachziegel, Dachbalken, die Einrichtung, Türen, die Bleiglas-Fenster verschwanden und wurden auch später trotz gründlicher Suche nicht mehr gefunden; nur die Taufschale blieb erhalten. Bei der Gelegenheit verbrannte man auch gleich alle Kirchenbücher. Weder im Ort noch in Archiven gibt es noch Unterlagen zur Kirche aus der Zeit vor 1945 (abgesehen von lückenhaften Kopien der Kirchenbücher von 1810 bis



*Ruine der Dorfkirche Dolgeln (um 1950);
Foto: Archiv Norbert Trebeß*



Ruine der Dorfkirche Dolgelin (2004)

1874 im Brandenburgischen Landeshauptarchiv). Die Gemeinde versammelt sich seitdem im Pfarrhaus. 1957 beschaffte sie zwei Hartguss-Glocken, die in einem Glockenstuhl vor dem Pfarrhaus hängen.

Weil Ziegel herabzufallen drohten, wurde der Turm, noch immer das selbstbewusste Wahrzeichen des Ortes, am 25. März 1965 gesprengt. Die allgemeine Meinung war allerdings, dass es genügt hätte, die Turmspitze abzutragen. Die Kirche bestand nunmehr aus vier schadhafte Mauern und zwei Schutthügeln und verschwand bald hinter Bäumen und Gestrüpp.

Der Turm verdeckte zwei kreisförmige Putzritzzeichnungen aus dem 13. Jahrhundert, die nach der Sprengung wieder sichtbar waren. Die eine wird als der heilige Adalbert, Schutzpatron des Bistums Lebus, und die andere als Darstellung der „Ecclesia“ (Sinnbild der christlichen Kirche) gedeutet. Beide wurden in den 1980er Jahren konserviert.

1988 wurde endlich der Schutt weggeräumt, 1992 das Areal vom Wildwuchs befreit, die Mauern und der Ostgiebel saniert und für Veranstaltungen eine Bühne eingebaut.

Seit 1921 gibt es im Ort einen Männergesangsverein. Er half, mit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg fertig zu werden und er half beim Aufbau nach dem Zweiten Weltkrieg. Wer neu ins Dorf kommt und dazugehören will, geht in den Verein. Siegfried Jaeger, ein „Neuer“, hatte bei einer Zusammenkunft im Oktober 2002 die Idee, die Kirchenruine mit einem Dach besser nutzbar zu machen – man spricht noch heute von einer „Schnapsidee“. Trotzdem gründeten am Nikolausabend 30 Dolgeliner in der eiskalten Ruine den Förderverein „Dorfkirche Dolgelin e.V.“. Vorsitzende wurde Heike Schulze, Kassenwart Michael Pfeiffer, beide haben diese Posten noch heute.

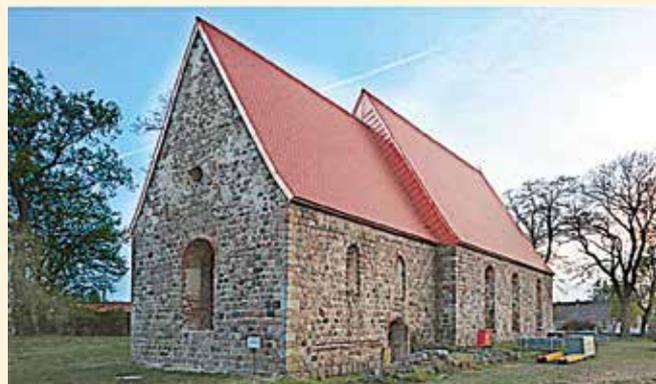
Die Dolgeliner kümmerten sich schon immer selbst: Weil der Ort in einer Senke an der Oderbruchkante liegt, standen die Felder und Keller oft unter Wasser. Deshalb gruben vor 200 Jahren die Bürger ohne Genehmigung und mit eigenen Mitteln den „Hohen Graben“, teilweise bis 15m tief, der das Wasser ableitete. Dieser Dolgeliner

Geist wurde sofort herausgefordert. Von der Landeskirche kam die klare Aussage: Die Sanierung der Kirche wäre ein Neubau. Neue Kirchen brauchen wir nicht.

Man wollte mit dem Westgiebel anfangen. Un erwartete Hilfe schien vom Dorferneuerungsprogramm des Landesamtes für ländliche Entwicklung zu kommen. Mittel für den Wiederaufbau, hieß es, sind leichter zu erhalten, als Mittel für eine Sanierung. Die Gemeinde zeigte Interesse – sie wollte den Ortskern aufwerten und brauchte einen Raum für Veranstaltungen. Der Denkmalschutz zeigte Interesse – dank der Putzritzzeichnungen. Der große Wurf schien möglich, mit Sanitäranlagen, Emporen, Fußbodenheizung. Mit Hochdruck wurde projektiert. Die Zeit drängte, das Förderprogramm sollte 2005 auslaufen. Es wurde schon 2004 gestoppt und der Verein stand mit leeren Händen da. Die Kirche musste abgesperrt werden.

2007 hatte man sich vom Träumen verabschiedet und wollte wieder mit dem Westgiebel beginnen. 2008 beantragte die Kirchengemeinde Fördermittel bei der Lokalen Aktionsgruppe Oderland e. V. (LAG) in Wriezen. Die LAG bat noch um das Zusenden einer Word-Datei, bestätigte deren Eingang telefonisch und bat um Geduld. Als bis zum Jahresende keine Antwort kam, behauptete sie auf Anfrage, es läge gar kein Antrag vor. Beim

*Dorfkirche Dolgelin mit neuem Dach (2019);
Foto: Michael Pfeiffer*



*Dorfkirche Dolgelin, Putzritzzeichnung aus dem
13. Jahrhundert; Foto: Bernd Janowski*



Weihnachtsmarkt in der Dorfkirche Dolgelin (Dezember 2019); Foto: Cornelia Mikat

Versuch, ihn erneut zu stellen, erklärte sie, dass nur Projekte gefördert werden, die regional abgestimmt sind. So viel Zeit gab der morsche Giebel den Dolgelinern nicht und sie mussten das Vorhaben ohne Unterstützung stemmen. Mit den Mitteln des Vereins, Zuwendungen von der Kommune Lindendorf, zu der Dolgelin seit 2003 gehört, mit der Baurücklage der Kirchengemeinde und dem Anteil am Verkauf des Pfarrhauses von Libbenichen kam die benötigte Summe zusammen.

2013 waren die Mauern verfugt, die Mauerkrone abgedeckt, der Eingangsbogen aufgemauert, die verbliebenen Turmpfeiler auf eine gleiche Höhe gebracht worden. In der sanierten Ruine feierte der ganze Ort den ersten Dolgeliner Weihnachtsmarkt.

Das Unternehmen Prokon betreibt in der Umgebung der Gemeinde Lindendorf Windräder, teils recht nahe an den Häusern. Es revanchierte sich 2015 mit einem Sponsorvertrag, aus diesem bekam der Förderverein 30.000 Euro zugeteilt. Das war der Anstoß für den Wiederaufbau des Daches und die Innensanierung der Mauern. Mit der Summe im Rücken sprachen die Mitglieder des Fördervereins jeden Bürger, Landwirt und Unternehmer im Dorf an. Zuerst wurden nur Zusagen eingesammelt. Jede Zusage stachelte die Spendenfreude der nächsten an. Das Geld wurde entsprechend dem Baufortschritt eingefordert. Und wenn die Spender sahen, dass z. B. das Gerüst steht und das Geld wirklich gebraucht wird, lösten sie die Zusagen auch ein, mit Beträgen von 30 bis 20.000 Euro. Wem es wirtschaftlich besser ging als vorher, der hat oft mehr gegeben und wem es schlechter ging, der hat trotzdem Wort gehalten. Die Gemeinde des ehemaligen Pfarrers Olaf Schmidt aus Falkenhagen-Falkensee spendete insgesamt 15.000 Euro. Weihnachtsmärkte und Veranstaltungen in der Kirche verschafften Einnahmen. Landeskirche und Land gaben wieder nichts. Trotzdem konnte die benötigte Summe von mehr als 200.000 Euro zusammengebracht werden. Lindendorfs Bürgermeister Helmut Franz hat mit seiner Baufirma seinem Heimatort ein sehr freundschaftliches Angebot gemacht.

Ein Turmfalkenpärchen verursachte noch mal eine Verzögerung von etlichen Wochen und eine

„ökologische Baubegleitung“ im „Konzept zum störungsfreien Bauen zum Schutz der Weißstörche“ galt es auszuhandeln. Das Storchenpaar vom Ostgiebel hatte allerdings bereits seit 2009 ein neues Domizil auf einem Mast bekommen und es auch sofort angenommen.

Am 25. Mai 2018 wurde in der Kirche zum ersten Mal seit dem Kriegsende ein Paar getraut und am 1. Juni das Richtfest gefeiert. Alle Hindernisse endlich überwunden! Jubelte man, aber: Die Dachgebinde passten nicht. Die Architekten hatten falsch gemessen und die Baufirma glaubte, bei einer teuren Bauzeichnung nicht nachmessen zu müssen. Also wieder: Streit, Baustopp, Kosten, Genehmigungs-Aufwand. Man fand eine Lösung. Anfang Februar 2019 konnten die ersten Dachsteine aufgebracht – und natürlich mit einer Party gefeiert werden. Am 25. Mai 2019, fast ein Jahr nach dem Richtfest, wurde das Dach festlich eingeweiht.

Der Weihnachtsmarkt 2019 übertraf in den zwei Tagen erstmals die 10.000-Euro-Gewinn-Marke. Über 60 Händler, die nur Waren aus eigener Herstellung verkaufen durften, versorgten mehrere tausend Gäste, die durch insgesamt 13 Veranstaltungen unterhalten wurden, vom Programm der Kita „Dolgeliner Zwerge“ bis zum Ensemble „Seelenfänger“. Die Helfer, die 100 Bleche Kuchen brachten, Glühwein ausschenkten, den Verkehr regulierten usw. waren nicht zu zählen. Im Gottesdienst am Sonntag taufte Pfarrer Müller zwei Mitglieder des Fördervereins.

Man hätte es bei einer repräsentativen Ruine auf dem Anger belassen, die Turnhalle der Schule für Veranstaltungen ausbauen und Geld und Mühe sparen können. Aber es haben sich die durchgesetzt, die wussten: Das Dorf braucht ein Zentrum, mitten im Ort. Es wird getauft, getraut und konfirmiert. Frühere Gegner und Skeptiker berichten, wie froh sie sind, in einer Kirche zu sitzen und Lieder zu hören, von denen sie glaubten, sie hätten sie längst vergessen. Schauspieler, Musiker und Kabarettisten, die in der Umgebung wohnen oder Sommerhäuser haben, werden wieder auftreten. Die Sonnenwende wird gefeiert. Der Weihnachtsmarkt wird wieder der Höhepunkt sein. Und vielleicht wird die nächste Einschulungsfeier in der Kirche gefeiert. —

ANJA LISKE-MORITZ

Entdeckungen an Oder und Spree

Neue Radtouren zu Kirchen der Region

Anja Liske-Moritz, seit 2014
Kreiskantorin im Kirchenkreis
Oderland-Spree, initiierte
und konzipierte das Projekt
kirchentouren.de.

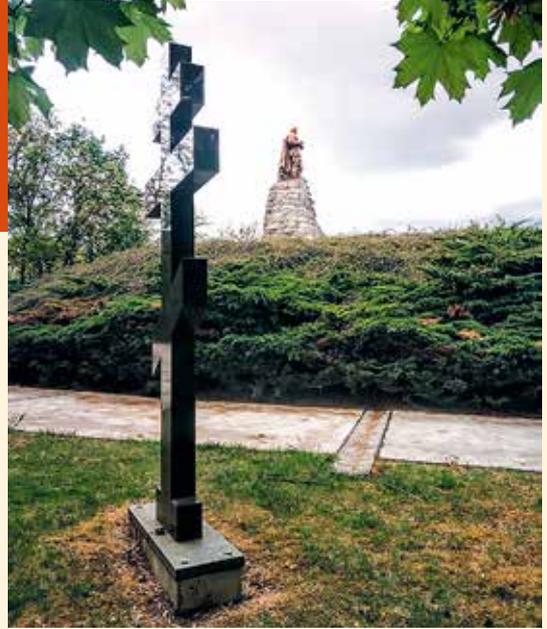
Neben meinem Haus steht eine große Schautafel, auf der alle Radwege der Region eingezeichnet sind. Ob Theodor-Fontane-Radweg, Oder-Neiße-Radweg oder der Oderbruch-Radweg: sie alle führen zu interessanten Orten, meist Schlössern, Herrenhäusern und Museen, vorbei an herrlich klaren Seen, Kanälen und Flüssen. Und auch die eine oder andere Kirche lockt, meist in Verbindung mit dem passenden baulichen Ensemble, so beispielsweise in Neuhardeberg oder Neuzelle.

Nicht im Fokus stehen die kleinen, manchmal jedoch auch ungewöhnlich großen Dorfkirchen – oft die einzig erkennbaren Zeugnisse des Erbes vergangener Jahrhunderte im Ort. Sie vermögen die Geschichte des Dorfes und seiner Bewohner zu erzählen – trotz der Wunden durch Kriegsschäden, die mancherorts noch immer nicht geheilt sind und anderswo in den letzten Jahren und Jahreszehnten gelindert werden konnten. Abseits von Touristenströmen. Unabhängig vom Häkchen auf der Gesehen-Haben-Müssen-Liste.

Ihnen diese Schätze zugänglich zu machen ist das Ziel der Website kirchentouren.de.

Exemplarisch möchte ich Ihnen die Tour 2 „Von Krieg und Frieden“ vorstellen, die sich mit Tour 3 „Auf Schinkels Spuren“ zu einer wunderbaren Wochenendrundfahrt verbinden lässt. In allen Orten finden Sie Spuren, oft eher Wunden des Zweiten Weltkrieges, verheilte und offene. Sie erfahren im Gespräch mit den Einheimischen von unglaublichem Engagement beim Wiederaufbau, lernen ungewöhnliche Nutzungskonzepte kennen und werden staunen, wie viele Menschen sich aus den unterschiedlichsten Gründen dafür eingesetzt haben.

Ausgangsort ist Seelow, die Kreisstadt von Märkisch-Oderland, deren zwei Bahnhöfe Seelow/Mark und Seelow-Gusow von Frankfurt, Bad Freienwalde und Berlin aus angefahren werden. In Seelow angekommen, empfiehlt sich zunächst der Besuch der Stadtkirche mit ihrer bewegten und bewegenden Baugeschichte. Nach dem Ein-



Der Kirchenkreis Oderland-Spree umfasst in etwa das Gebiet der beiden Landkreise Märkisch-Oderland und Oder-Spree sowie das der kreisfreien Stadt Frankfurt (Oder). Mit vorerst **vier Touren** innerhalb dieses Gebiets ist unsere Website an den Start gegangen, weitere Routen sind in Vorbereitung. Die Wegführungen ermöglichen Ihnen durch die individuelle Zusammenstellung den Besuch besonderer Kirchen und Kirchenruinen. Dabei fahren Sie hauptsächlich über wenig befahrene Nebenstraßen, Rad- und Forstwege zu Ihren Zielorten. Die Ausgangs- und Zielpunkte aller Touren sind mit der Bahn erreichbar. Wenn die Strecke nicht als Rundtour konzipiert worden ist, können Sie per Bahn zum Ausgangsort zurückkehren.

Mithilfe der **App komoot**, die auf der Website heruntergeladen werden kann, können Sie sich problemlos die Wegstrecke von Ort zu Ort zusammenstellen. Alternativ geht das natürlich auch über weitere Anbieter im Internet oder mit geeignetem Kartenmaterial der Region. Auf der Website finden Sie zudem Tipps für Einkehr- und Übernachtungsmöglichkeiten entlang der Strecke. Da die meisten Kirchen nicht ständig geöffnet sind, können Sie über die veröffentlichten Telefonnummern die Hüterinnen und Hüter der Kirchen vorher kontaktieren und so sicherstellen, dass die Tour ein voller Erfolg wird!

www.kirchentouren.de

*Gedenkstätte auf den Seelower Höhen;
Fotos: Anja Liske-Moritz*

sturz des Turmes des Vorgängerbaus am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1820 entschloss sich die Gemeinde zum Neubau. Dieser wurde – noch ohne Turm – nach Plänen von Bauinspektor Siedler, in die Oberbauinspektor Karl Friedrich Schinkel teils stark revidierend eingriff, 1832 fertiggestellt. In den Jahren bis 1837 erfolgte der Bau des Turms. Am 11. April 1945 sprengte ihn die Wehrmacht, wodurch die gesamte Kirche stark beschädigt wurde. Der Wiederaufbau der Kirche begann nach Kriegsende, doch bis 1998 blieb sie ohne Turm. Jahrzehnte später spendete der in Seelow getaufte Dr. Werner Otto, Gründer des Otto-Versands, mehr als 2 Millionen DM für den Wiederaufbau des Turmes sowie für die Erneuerung des Innenraumes. Im Rahmen eines Festgottesdienstes anlässlich der 750-Jahr-Feier Seelows im Jahr 2002 konnte der Sakralraum feierlich wieder in Dienst genommen werden. Heute besticht die Kirche durch ihre Schlichtheit und Helligkeit.

Sollten Sie bereits Appetit auf ein gutes Mittagessen haben, so finden Sie in direkter Nähe der Kirche gleich zwei Restaurants vor: ein griechisches und den „Adler“. Sollten Sie an einem Wochentag in Seelow weilen, können Sie auch zu „Naturkost Nussschale“, ebenfalls auf dem Puschkinplatz, gehen, wo Sie ein vegetarisches Tagesgericht aus Produkten der Region bestellen können. Wer noch nicht hungrig ist, kann nach dem Besuch der Gedenkstätte auf den Seelower Höhen entweder noch einmal in die Stadt zurückkehren oder es sich in Friedersdorf, dem nächsten Zielort, im dortigen „Kunstspeicher“ schmecken lassen.

Von der Seelower Kirche aus erreicht man in wenigen Minuten in östlicher Richtung die Gedenkstätte auf den Seelower Höhen. Das Museum erinnert an die größte Schlacht des Zweiten Weltkriegs auf deutschem Boden und an die mehr als 100.000 Soldaten aus unterschiedlichen Nationen, die bei den Kämpfen um die Brückenköpfe an der Oder sowie um die Seelower Höhen in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs ums Leben kamen. Von den weitläufigen Außenanlagen hat man bei entsprechendem Wetter einen wunderbaren Blick über den südlichen Teil des Oderbruchs bis nach Polen.

Von der Gedenkstätte aus kann man entweder wieder ein kleines Stück bergauf ins Stadtzentrum zurückfahren und am Kreisverkehr die dritte Ausfahrt nehmen, um geradewegs nach Friedersdorf zu kommen. Alternativ fährt man bergab und biegt am Fuße des Hanges rechts ab, vorbei am Seelower Schweizerhaus, welches als das ehemalige Mustergut des jüdischen Bankiers und Politikers Hugo Simon (1880–1950) ebenfalls einen Besuch wert ist. Über eine asphaltierte, kaum befahrene Straße und ein kleines Stück Feldweg erreicht man das Vorwerk Ludwigslust, das zu Friedersdorf gehört.

*Altarbild und Kruzifix in der
Dorfkirche Friedersdorf*

Entdeckungen an Oder und Spree

Im Vorwerk biegt man rechts ab und fährt bergauf. Spätestens wenn man den hübschen Friedersdorfer Dorfteich erreicht hat, sieht man linker Hand die barocke Kirche. Der einschiffige Granitquaderbau aus dem 13. Jahrhundert beherbergt Epitaphien der Familien von Görzke und von der Marwitz. Der Turm blieb 1945 von der Sprengung verschont; aber durch Granateinschlag entstanden schwere Schäden am Altar und der Sakristei. Ab 1959 wurde die Kirche wegen Baufälligkeit gesperrt; anschließend war sie ein Vierteljahrhundert dem Verfall preisgegeben. 1984 wurde das Dach neu eingedeckt und seit 1991 konnte die Kirche umfassend saniert werden. Betritt man die Kirche heute, erinnert nichts mehr an den einstigen Zustand. Wer in den Genuss einer hochinteressanten Kirchenführung kommen will, möge Zeit mitbringen: Es gibt so Vieles zu entdecken!

Nach dem Mittagessen oder einem Kaffee im Kunstspeicher schräg gegenüber der Friedersdorfer Kirche ist man bereits nach wenigen Minuten in Dolgelin, dessen Kirche erst im Jahr 2019 wieder ein Dach erhalten hat. Der einstige Templerbau aus dem 13. Jahrhundert mit erhaltenen Putzritzzeichnungen aus der Bauzeit wurde im Frühjahr 1945 durch schwere Kämpfe beschädigt, blieb benutzbar, wurde aber 1946 zum Abriss freigegeben. Die gesamte Innenausstattung mit Ausnahme des Taufbeckens ging verloren.

Von Dolgelin aus geht es in östlicher Richtung hinunter ins Oderbruch nach Sachsendorf. Die dortige Kirche ist der einzige spätmittelalterliche Backsteinbau im Oderbruch; sie wurde zwischen 1514 und 1519 errichtet und im Frühjahr 1945 stark zerstört. Das einzig erhaltene Zeugnis der einst reichen Innenausstattung ist der Abendmahlskelch, den der Pfarrer Anfang Februar 1945 im Garten vergraben hatte. Schon 1949 begann der Wiederaufbau. Leider konnte der Turm nicht in voller Höhe wiedererrichtet werden.

Immer der Nase nach erreicht man auf ebener Strecke den kleinen Ort Rathstock, von dessen spätestens 1460 erbauten Kirche sich nur noch Ruinenreste finden. Im Frühjahr 1945 schwer zerstört, wurden die Umfassungsmauern 1949 abgetragen und als Baumaterial verwendet.

In Richtung Oder geht es weiter nach Reitwein, gut sichtbar durch den spitzen Turm der Kirchenruine, die romantisch am Reitweiner Sporn gelegen ist, einer langgezogenen bewaldeten Hügelkette, die steil zum Oderbruch abfällt. In den ersten Februar Tagen 1945 wurden hier heftige Gefechte zwischen einem Spähtrupp der Roten Armee und der Wehrmacht ausgetragen; dabei wurde die in den





Dorfkirche Sachsendorf

Jahren 1855 bis 1858 erbaute Stüler-Kirche stark zerstört. 1970 konnten Pfarrer und Gemeinde die Sprengung verhindern; von 1998 – 2001 wurde der Turm wieder aufgebaut. Wer sich vor der Weiterfahrt noch kräftigen möchte, dem sei der Besuch des Lokals „Reitweiner Heiratsmarkt“ empfohlen.

Auf dem Oder-Neiße-Radweg geht es in Richtung Küstrin/Kostrzyn. Lange folgt man dem unberührten Fluss, vorbei an Tümpeln, Altarmen, Wiesen und Weiden. Die ursprüngliche, sich ständig verändernde Auenlandschaft mit seltenen Pflanzen und Tieren lädt zu Erkundungen ein. In Höhe Küstrin-Kietz bleibt man auf der deutschen Seite und fährt weiter flussabwärts; wer jedoch einen Abstecher zu den Resten der ehemalige Festung Küstrin machen möchte, muss die Oder und damit die Grenze zu Polen überqueren.

Weiter dem Oderradweg folgend, gelangt man nach Kienitz. Die dortige, 1831 errichtete Kirche wurde ab Januar 1945 heftig umkämpft. Einer der Befehlsstände der Roten Armee befand sich in ihrem Keller. Die deutsche Artillerie zerstörte den Turm. In den 1950er Jahren wurde die bereits zum Abriss freigegebene Kirche unter Leitung von Pfarrer Wilhelm Roder instandgesetzt und räumlich neu gestaltet. Es gibt eine Ausstellung zur Geschichte der Kirche sowie über die Pfarrfrau Erna Roder, die ab 1981 mit dem Malen lokaler Motive und dem Verkauf ihrer Bilder, die sie auf Dachschiefer, Papier, Pappe und Keramikfliesen malte, privat die Rettung der verfallenden Kirche initiierte. Neben Kirchsaal und Gemeinderaum entstand vor wenigen Jahren das Kirchencafé „Himmel und Erde“: Bei gutem Wetter kann man mit leckerem Kuchen und Getränken auf Liegestühlen im Grünen sitzen und im offenen Kirchenschiff in den Himmel schauen.

Nach dem langen Tag ist eine Übernachtung im Naturerlebnishof Uferloos sehr zu empfehlen: Ferienwohnung, Zirkuswagen, Jurte, Tipi oder eigenes Zelt – alles ist möglich. Wer am nächsten Tag weiterradeln möchte, kann das „Auf Schinkels Spuren“ (Tour 3) tun. Oder man nutzt die Chance, die ursprüngliche Oderlandschaft im Kanu zu erkunden. Und wer jetzt bereits wieder nach Hause möchte, kann vom etwa sieben Kilometer entfernten Letschiner Bahnhof zurück nach Seelow/Mark fahren. —

Anzeige

Kulturfeste im Land Brandenburg

Suchen Sie nach Kulturerlebnissen an ungewöhnlichen Orten Brandenburgs?
Dann greifen Sie zur Jahresbroschüre der Kulturfeste im Land Brandenburg! Darin finden Sie Infos zu
Veranstaltungen von über 70 Kulturfesten, über 900 Reisegründe und 400 Reiseziele zwischen Elbe und
Oder, Havel und Elster. Bestellen Sie die Broschüre per E-Mail, Postkarte, Brief oder Telefon!

Weitere Informationen finden Sie auf unserer
Internet-Seite.
Kulturfeste im Land Brandenburg e.V.
Am Bassin 3 | 14467 Potsdam
T: 0331-9793304 | info@kulturfeste.de

www.kulturfeste.de

**Kulturfeste
im Land Brandenburg
2020**

www.kulturfeste.de

Photo: R. Nickolaus

GISELA DONATH

Die Heilige Hedwig im Oderland Katholische Kirchen auf märkischem Sand

Gisela Donath ist Kirchenpädagogin.

Auf dem Weg durchs märkische Oderland trifft man allorten auf die Spuren der Zisterzienser, die im Mittelalter die Gegend urbar machten und deren Besiedlung vorantrieben. Es sind die zahlreichen Feldsteinkirchen, die in großer Vielfalt den Charakter der Region prägen. Verwundert stößt der Fremde in den Kirchenräumen auf Zeichen „aus katholischer Zeit“ in Gestalt von Mariendarstellungen, Sakramentsnischen oder freigelegten Fresken, denn das Verständnis für die dem Evangelischen unvertraute liturgische Praxis fehlt.

Fast vierhundert Jahre lang gab es hier, nach der Reformation, ausschließlich evangelische Kirchen. Was nicht passte, wurde passend gemacht; Heiligenfiguren wurden in evangelische Bildprogramme integriert und die Benennung des Gotteshauses geriet vielerorts in Vergessenheit. Die mittelalterlichen Dorfkirchen, heute zumeist nur mit einem Ortsbezug bezeichnet, hatten zur Zeit ihrer Gründung ein Patrozinium, sprich einen Namen. Doch mit dem Protestantismus schwand allmählich die Verehrung der Heiligen; weltliche Herren adliger bzw. städtischer Herkunft wurden Patrone. Seit 1540 verfügte der Kurfürst von Brandenburg die konfessionelle Zugehörigkeit seiner Landeskinde zum protestantischen Bekenntnis. Katholiken

wurden nicht geduldet, die religiöse Toleranz der preußischen Herrscher bezog sich ausschließlich auf Flüchtlinge evangelischen Bekenntnisses (Hugenotten, Salzburger, Böhmen).

Erst nach dem „Kulturkampf“ 1871–1878 konnten wieder katholische Kirchbauten entstehen. Im Zuge des preußischen Landesausbaus waren im 18. und 19. Jahrhundert katholische Handwerker und Landarbeiter ins Oderland gekommen, viele aus Schlesien und Polen. Der Bau der Ostbahn (1867) und der Oderbruchbahn (1909) förderte die Entwicklung.

Alt sind die hier vorgestellten katholischen Kirchen in dem Sinne, dass seit dem Historismus der Kaiserzeit und dem Expressionismus bzw. Heimatstil der 30er Jahre immerhin viele Jahrzehnte liegen. Alle sind gut erreichbar und von beeindruckender Harmonie ihrer Ausstattung.

Sankt Hedwig in Müncheberg

Bekannt ist die mächtige evangelische Stadtkirche aus Backstein, die nach ihrem Wiederaufbau als herausragendes Beispiel multifunktionaler Kirchraumnutzung gilt. Wer sich dem Stadtzentrum auf der Karl-Marx-Straße nähert, nimmt ein ver-

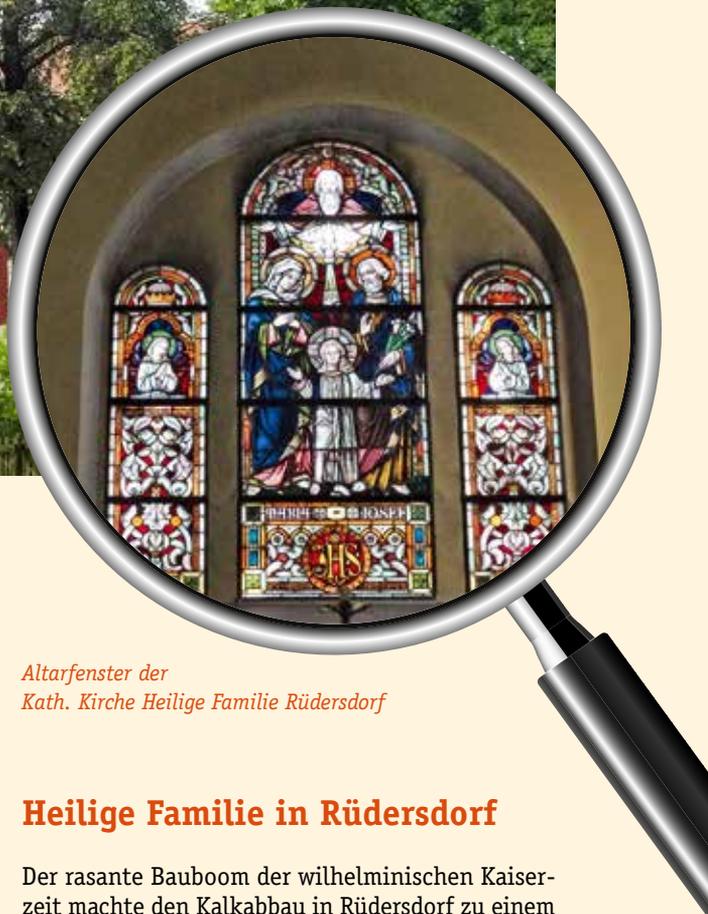


Kath. Kirche Sankt Hedwig Müncheberg, Altarraum; Fotos: Gisela Donath



Kath. Kirche Heilige Familie Rüdersdorf

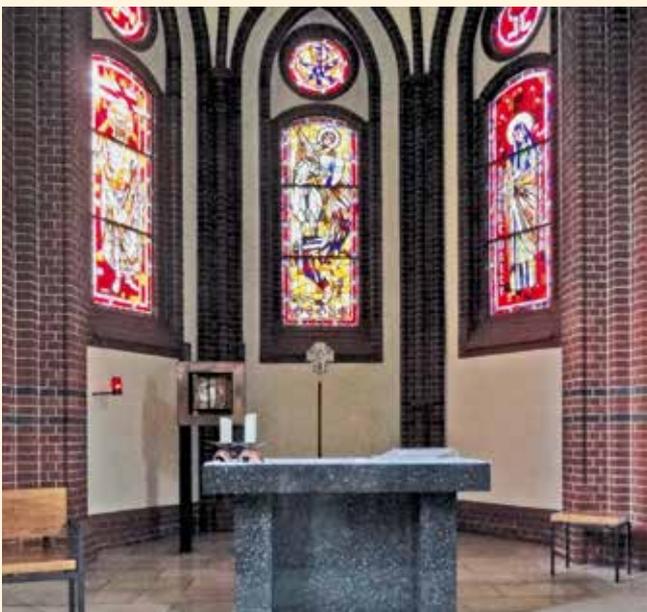
gleichsweise bescheidenes weißes Kirchengebäude wahr. Umgeben von Ein- und Mehrfamilienhäusern, in denen auch junge Familien wohnen, sind umfangreiche Baumaßnahmen zur Außensanierung und Erweiterung im Gange. Ein heller Raum lädt den Besucher zu Andacht und Innehalten ein, eine Atmosphäre von Beheimatung ist spürbar. Katholische Gottesdienste gab es seit 1907 in Gasthöfen, erst 1938 wurde die Kirche geweiht. Seit den 20er Jahren war die Stadtbevölkerung durch großzügige Ansiedlungsbedingungen auf mehr als 5.000 Einwohner gestiegen. Von Kriegsschäden blieb auch die katholische Kirche nicht verschont, war jahrelang dem Verfall preisgegeben und diente zeitweilig als Viehstall. Altar, Taufstein und Tabernakel wirken als harmonisches Ganzes, geschaffen nach der Wieder-Indienstnahme. „Die Sonne der Liebe kennt keinen Untergang“ liest man am Tabernakel. Über dem Taufstein verweist ein Christus-Torso auf die Verwundungen, die der Krieg hinterlassen hat. Ein Kupfer-Glas-Mosaikbild (1963) des Auferstandenen vor dem Hintergrund der brennenden und neu entstehenden Stadt zieht den Blick zum Altar.



*Altarfenster der
Kath. Kirche Heilige Familie Rüdersdorf*

Heilige Familie in Rüdersdorf

Der rasante Bauboom der wilhelminischen Kaiserzeit machte den Kalkabbau in Rüdersdorf zu einem wachsenden Wirtschaftszweig. Bergleute aus allen Landesteilen fanden hier eine neue Heimat. Die katholische Gemeinde ließ sich 1905 eine imposante neoromanische Kirche errichten. Deren Patrozinium, die Heilige Familie, ist programmatisch: fernab von Eltern und Verwandten bot die Gemeinde neue Bindungen und Geborgenheit. Auch diese Kirche ist gut erreichbar, direkt an der Ernst-Thälmann-Straße gelegen, wirkt der Bau wie eine Trutzburg. Im Innern empfängt den Gast ein klar strukturierter Raum, Kommunionbänke, Altar und Kanzel sind aus einheitlichem Stein gefertigt, unter Verwendung von Teilen des ehemaligen Hochaltars, der gemäß der Liturgiereform nach dem II. Vatikanum zurückgebaut wurde.



Sankt Georg in Hoppegarten

Mit der Eröffnung der Pferderennbahn in Hoppegarten 1868 kam ein frischer Wind auf – Pferdezüchter und Stallburschen, Jockeys und Trainer, aber auch wohlhabende Bürger, die Rennpferde besaßen, ließen sich in Hoppegarten nieder. Die Zahl der Katholiken wuchs, 1899 wurde die Ge-

Kath. Kirche Sankt Georg Hoppegarten, Altarraum



Kath. Kirche Sankt Hubertus Petershagen, Innenraum nach Osten

meinde Strausberg-Rüdersdorf gegründet, mit Sitz in Hoppegarten, weil dieses verkehrsgünstig lag. Das Grundstück schenkte der Union-Klub, dem die Rennbahn gehörte; reiche Mäzene sorgten mit den Gemeindemitgliedern dafür, dass nach einem Jahr Bauzeit nach Plänen des Berliner Architekten Paul Franke die Kirche 1905 geweiht werden konnte. Als Namenspatron wurde der Heilige Georg, der Schutzpatron der Reiter, erwählt. 1979 kam es zu einer Sanierung und Neugestaltung. Altar, Ambo und Fußboden aus Goldfleck-Marmor, ein neues Vortragekreuz sowie ein Tabernakel in Emailtechnik des Gosener Künstlers Kleeman prägen nun den modernen Andachtsraum. 1934 hatte St. Georg den letzten märkischen Katholikentag auf der Rennbahn veranstaltet; Dr. Erich Klausener sprach zu den etwa 60.000 Versammelten und kritisierte die Kirchenpolitik der NS-Machthaber. Sechs Tage danach wurde er von der SS ermordet, er ist der erste Blutzeuge des Bistums Berlin. Seit 2009 trägt der Platz vor der Rennbahn seinen Namen.

Sankt Hubertus in Petershagen

Einer der erfolgreichsten Kirchenbaumeister Norddeutschlands, Josef Bachem, errichtete 1933/34 diesen imposanten Klinkerbau. Der Innenraum entspricht der äußeren Sachlichkeit, die Deckengestaltung deutet eine Dreischiffigkeit an; das Blau des Westfensters korrespondiert mit den sonnigen Tönen der Seitenfenster, die aufeinander bezogene Gestaltung von Tabernakel, Altar und Ambo fokussieren ganz auf die Figur des Gekreuzigten, eine spätgotische Arbeit aus Tirol. Vor der Kirche lädt eine interessante Bronzeguss-Plastik, 2012 gefertigt nach einem Entwurf von Gemeindemitgliedern, zum Nachdenken über den Heiligen Hubertus ein.

Maria Hilf in Herzfelde

Die Pläne für die kleine aber feine Kirche stammen ebenfalls von Josef Bachem, der für seinen expressionistischen Stufengiebel-Bau Klinkersteine in zwei Farbtönen kombinierte. Nach elf Monaten Bauzeit konnte die Kirche im Sommer 1935 ihrer Bestimmung übergeben werden. Der Kirchenraum



Kath. Kirche Maria Hilf Herzfelde

beeindruckt in seiner Klarheit, parabolische Gurtbögen erinnern an ein Schiff. Nach den Reformen des II. Vatikanischen Konzils wurde auch hier der Altar verändert, die Mensa liegt auf zwei Klinkerwänden, die Apsiswand ziert eine von Georg Nawroth geschaffene Triumphkreuz-Darstellung. Die gelb-braun-getönten Fenster ähneln denen in Sankt Hubertus. —

Meine ganz persönliche Auswahl mag zum Entdecken anregen. Nähere Informationen zu den genannten und weiteren katholischen Kirchen in Erkner, Strausberg Schöneiche, Rahnsdorf und Altlandsberg enthält die Broschüre:

Raublick (50 Seiten): zu beziehen über die Pfarrbüros. Ein geplanter Besuch sollte telefonisch verabredet werden.

Sankt Hedwig Müncheberg: Karl-Marx-Str.15, 15374 Müncheberg, Gundula Morcinek, Tel. 01 74 / 473 1277

Heilige Familie Rüdersdorf: Ernst-Thälmann-Str. 73, 15562 Rüdersdorf, Tel. 03 36 38 / 22 62

St. Georg Hoppegarten: An der Katholischen Kirche 2, 15366 Hoppegarten, Tel. 033 42 / 30 1279

St. Hubertus Petershagen: Elbestr. 46/47, 15370 Petershagen, Tel. 03 34 39 / 12 87 71



Die Heilige Hedwig im Oderland

Mixtur im Bass

Konzerte an historischen Orgeln der Niederlausitz



Samstag,
4. Juli 2020

Drahnsdorf bei Golßen

ganztägig
geführte Fahrradtour
(Informationen und
Anmeldung Tel. 035454 393)

16.00 Uhr
Kirchen- und Orgelführung

17.00 Uhr
Konzert

**Ludwig van
Beethoven 250
und die Wiener
Schule**

An der Schuke-Orgel:
Martin Schmeding, Leipzig



Samstag,
28. November 2020

Waltersdorf bei Luckau

15.00 Uhr
Kirchen- und Orgelführung

16.00 Uhr
Orgelmusik im Kerzenschein,
in der Konzertpause
Glühwein und Gebäck

**Advents- und
Weihnachtsmusik
der Bachfamilie**

An der Clauinigk-Orgel:
Jaroslav Tůma, Prag

Eintritt frei.
Spende erbeten.

Info: 03542 3289
post@orgelklang.de



www.orgelklang.de

ANDREAS KALESSE

„...erhebe deine Stim,
wie eine Posaune...“

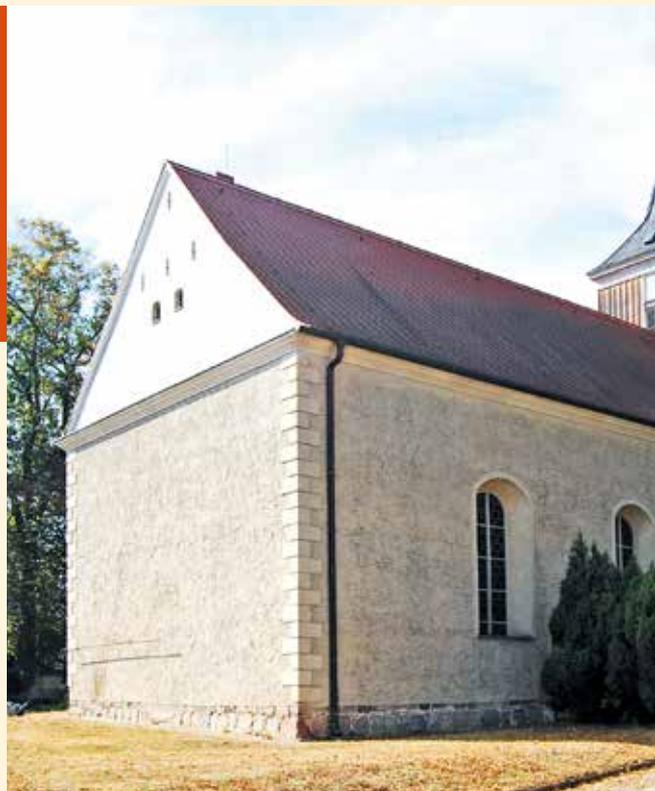
Die Dorfkirche
von Groß Glienicke

Andreas Kalesse war 27 Jahre lang
Stadtkonservator der Landeshauptstadt
Potsdam.

Zur Dorfgeschichte

Das heute zur Stadt Potsdam eingemeindete Dorf Groß Glienicke hat eine komplizierte Geschichte, die bis heute vor allem seit seiner Gründung bis ins 15. Jahrhundert nicht erforscht ist. Eine Ortslage Klein Glienicke verschwand bis heute unentdeckt und ging in der heutigen Gemarkung Groß Glienicke auf. Auch der Dorfgrundriss, ein nicht vollständig ausgebildetes Sackgassendorf, und die merkwürdige Position des Rittergutes weit außerhalb des eigentlichen Dorfes sind bis heute ungeklärte Phänomene des wenig bekannten Gründungszeitraumes um 1250.

Man darf davon ausgehen, dass die aus behauenen Feldsteinen errichtete Dorfkirche keinen Vorgängerbau hatte. Sie ist als einfache, ungewölbte gotische Saalkirche ohne Turm mit zwei nördlichen Eingängen, einer Priester- und einer Leutepforte (letztere nach der Reformation vermauert), zu Beginn der Dorfgründung um 1250 auf dem höchsten Punkt des Dorfes errichtet worden. Drei Schachbrettsteine, bis heute die einzigen bekannten westlich von Berlin, an der ehemaligen Priesterpforte, an der Nordostecke der Kirche und an der Westseite, deuten auf diesen Entstehungszeitraum hin. Sie sind neben dem Kirchenbau selbst die bedeutendsten mittelalterlichen Kleinodmale des Dorfes. Als besonders markierte Steine an Feldsteinkirchen darf man sie als Sinnzeichen auf die Textstelle im Epheserbrief von Paulus (Eph 2,19-22) beziehen, in dem es heißt: „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Durch ihn werdet auch ihr mit erbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.“ Dieses Eckstein-Motiv dürfte die wesentliche Unendlichkeitsmethapher für all die zahlreichen Schachbrettsteine an Kirchenbauten



Dorfkirche Groß Glienicke vor der Putzabnahme

sein, welches sich wie ein breites Band östlich von Berlin bis in den Oder-Raum, von Skandinavien bis zur Lausitz erstreckt. Diesem zumeist aus dem 13. Jahrhundert stammenden Phänomen eine apotropäische (Unheil abweisende) Funktion zuzuweisen, ist wissenschaftlich nicht haltbar.

Die Geschichte des Dorfes blieb unspektakulär, bis von 1572 bis 1788 die brandenburgische uradlige Familie von Ribbeck hier ihren osthavelländischen Zweig begründete. Ihre Mitglieder waren am Hofe der Kurfürsten als Militär- und Verwaltungsbeamte tätig und bewirtschafteten mehrere Güter in umliegenden Dörfern, stellten in Spandau Festungskommandanten und anderes mehr. Hans Georg III. von Ribbeck (1639–1703) hatte eine





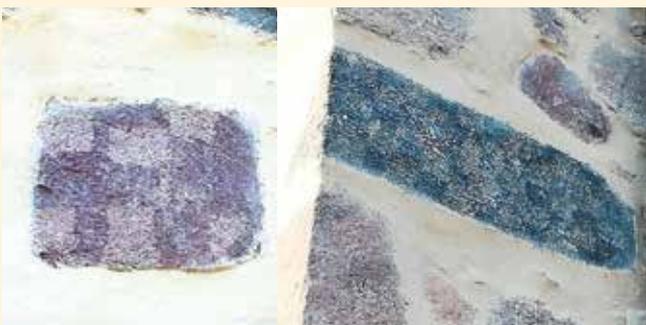
Dorfkirche Groß Glienicke nach der Putzabnahme und Neuverfugung; Fotos: Doreen Duras

gute Ausbildung genossen und verrichtete von 1660 bis 1666 als Kammerjunker seinen Dienst bei der Frau des Großen Kurfürsten, Luise Henriette (1627 – 1667). Er bekleidete anschließend hohe Verwaltungämter, wurde 1669 Domherr in Brandenburg und stieg 1681 zum Dechant im Domstift auf. Schließlich heiratete er 1683 die wohlhabende Witwe Eva Katharina geb. Brandt von Lindau (1656 – 1710) und begann damit ein neues Leben als kirchlicher Würdenträger und Gutsherr. Sichtbarer Ausdruck dafür war der Umbau der Dorfkirche zur Familiengrablege des osthavelländischen Familienzweiges zwischen 1679 und 1684.

Die Dorfkirche

Über den früheren Zustand und die Ausstattung der Kirche vor dem großen Umbau ist wenig überliefert. Der mittelalterliche Saalbau hatte eine niedrigere Holzbalkendecke, 1639 dürfte das Taufbecken

Schachbrettsteine



anlässlich der Taufe von Hans Georg III. geschaffen worden sein und dann wohl auch die Kanzel. Etwa 1666 könnte das Epitaph für Hans Georg II., den Vater des Dechanten des Brandenburger Domkapitels, in die Kirche unterhalb der Kanzel eingebaut worden sein. Da es noch keine Familiengruff gab, ist er noch in der Spandauer St. Nikolaikirche, in der Ribbeck-Kapelle, beigesetzt.

Als erstes verkürzte Hans Georg III. den Kirchensaal etwas, indem er 1679 eine starke Fachwerkwand in etwa 3,50 m Abstand von der Westwand in den Raum stellen ließ. Durch diesen dadurch geschaffenen Vorraum betritt man seither im Wesentlichen die Kirche. Die Leutepforte im Norden wurde vermauert, nur die mittelalterliche Priesterpforte mit dem Schachbrettstein blieb wohl zumeist auch der direkte Zugang für die Pfarrer. Anschließend ersetzte man die Holzbalkendecke durch das heutige stuckierte Spiegelgewölbe auf hoher Voute. Die Spiegel sind mit dem Gottessymbol und Engelsdarstellungen ausgemalt. Die Kirchenfenster wurden vergrößert, die Familiengruff angelegt und der Fußboden angehoben.

Die neue Wand ermöglichte es dann, die Patronatsloge anzulegen. Von ihr getragen, erreichte man die balkonartige, mit Sprüchen aus der Bibel geschmückte Anlage über das neue Turmuntergeschoss, welches den Treppenaufgang zur Loge aufnahm. Heute ist von der ursprünglichen Konstruktion nur noch wenig vorhanden. Bemerkenswert sind davon im Wesentlichen die drei Brüstungstafeln mit den Bibel-Sprüchen, die einst versetzt zueinanderstanden, die heute jedoch auf eine Brüstungsebene gebracht und 1851 zur Orgelempore umgebaut, den gesamten Kirchenraum monumental überspannen.



Altarretabel nach der Restaurierung; Foto: Hans Bach

1680/81 wurde die Kanzel seines Großvaters von ca. 1640 umgestaltet. So musste der Fuß verkürzt werden, weil der Kirchenfußboden angehoben wurde, und andererseits kam ein neuer Schalldeckel hinzu, der wesentlich höher ist als der ursprüngliche. Die gestalterisch sehr aufwändige bildhauerische Ausformung des neuen Schalldeckels ist bemerkenswert, weil er wie eine Bekrönung wirkt und zugleich direkt in den Himmel verweist. Der „Heilige Geist“, in der traditionellen Gestalt einer Taube vermutlich des alten Schalldeckels, ist in die Umgestaltung der Taufe übergegangen. Der neue Schalldeckel trägt seither an dessen Stelle aber die Ermahnung für jeden Pfarrer: „Ruffe getrost, schone nicht, erhebe deine Stim, wie eine Posaune, und verkündige meinem Volck ir übertreten, und dem Hause Jacob ire Sünde. Jes. 58.“

1681 ließ Hans Georg III. seine Taufe umgestalten und mit der berühmten Tulpenhaube verschönern. Jacob Schultz von (?)oltenstein schuf dieses Kleinod der Spätrenaissance und er schuf

1685 ebenfalls im Auftrag von Hans Georg III. die Taufe für die Ribbecksche Patronatskirche in Dallgow.

1683, wohl anlässlich der Hochzeit, ließ er schon im Vorgriff auf das neue Altarretabel das Predellabild von F. Lutherus malen. In Anlehnung an den Reformationsaltar in der Stadtkirche St. Marien zu Wittenberg, den Lucas Cranach d. Ä. 1547 schuf, ließ er sich ebenso wie Martin Luther platzeinnehmend am Tisch des Herrn darstellen. Das Retabel wurde 1684 mit dem Zentralbild „Ecce Homo“ von Cl. Hertzog abgeschlossen, der einzigen Darstellung dieser Art in einem Brandenburgischen Altarretabel. Anstelle der üblichen Schäfte für die gedrehten Säulen wurde ein Kranz einer sehr abstrahierten Tulpendarstellung verwendet. Der auferstandene Christus, die Bekrönung des Retabels, weist gestalterische Parallelen zum Merkur von Giambologna (Giovanni da Bologna) von etwa 1580 auf. Eine Nachbildung dieser Figur stand im Berliner Lustgarten des Großen Kurfürsten. Hans Georg III. wird sie dort gesehen haben. Die ungewöhnliche Qualität der Christusfigur verweist auf das Umfeld von Balthasar Permoser.

In der Kirche befinden sich an den Wänden drei barocke Epitaphien, die ebenfalls restauriert wurden. Auch sie waren weitgehend grau überstrichen. Es handelt sich dabei um das große Epitaph für Hans Georg III. von Ribbeck aus dem Jahre 1707 an der Ostwand, das Epitaph für Eva Margarethe von Lattorf, geb. von Grävenitz, aus dem Jahre 1728 an der Ostwand und schließlich das Epitaph für die Ehefrau des Patrons, Eva Katharina, geb. von Lindau, von 1756 an der Südwand. Sie sind schon allein wegen der Ahnenproben (Adelsproben) – Wappendarstellungen zum Nachweis der adligen Herkunft der Verstorbenen – interessante Zeugnisse der Adelsgeschichte Brandenburgs. Diese Ausstattungstücke sind hervorragende bildhauerische Leistungen von erster Qualität.

Die Kirchenbänke, die ab etwa 1733 bis ins 19. Jahrhundert hinein aufgestellt wurden, sind nach dem Zweiten Weltkrieg umgebaut worden und entsprechen nicht mehr der ursprünglichen Aufstellung.

Die Restaurierung der Dorfkirche

Seit 2003, nachdem Groß Glienicke nach Potsdam eingemeindet worden war, setzte die Betreuung aller Maßnahmen durch die Untere Denkmalschutzbehörde der Landeshauptstadt ein. Die Reparaturen des Dachstuhls und die Schwammabeseitigung, die Neueindeckung des Daches sowie die Neuverschalung des Turms und die Restaurierung der Tafelgemälde waren schon vorher erfolgt. Im Inneren begann man dann mit der Restaurierung der gewölbten Decke und der ausgemalten Spiegel. Es folgten die durchgreifenden Restaurierungen aller Prinzipalstücke, der Taufe, der Kanzel sowie des Altarretabels. Alle vier großen Epitaphien sind inzwischen ebenfalls restauriert. Die Turminnenwand erfuhr eine gründlichere Schwammmanierung als zuvor und der gesamte Vorraum musste vollkommen

verändert werden, um eine erneute Rückkehr des Schwamms zu verhindern. Das passierte vor allem durch die Schwammbekämpfung mit Wärmebehandlung und die vollständige Beseitigung der Betonputze, des Betonfußbodens und von betonverputzten Wänden; alles Hinzufügungen der Nachkriegszeit. In dem dadurch gewonnenen Raum konnte eine Sakristei eingebaut werden. Im Jahr 2018 erfolgte die vollständige Abnahme des dicken Betonaußenputzes der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts, der zu Feuchtigkeitsproblemen in der Kirchenwand durch Rissbildungen führte. Somit konnte das mittelalterliche Erscheinungsbild mit all seinen Veränderungen des 17. und 19. Jahrhunderts wieder sichtbar und die Baugeschichte vollständig nachvollziehbar gemacht werden. Mit der Neuverfugung wurde die Unregelmäßigkeit der behauenen Feldsteine berücksichtigt und der Fugenmörtel nicht wie ein Putz aufgetragen.

Ziel aller Restaurierungen im Innenraum war es, alle Ausstattungsgenstände, die zumeist grau überstrichen waren, in ihr jeweiliges originales Erscheinungsbild zurückzusetzen. Die liturgischen Gegenstände sind gestalterisch und funktionell wieder in ihren ursprünglichen Formen und Bedeutungen zurückgewonnen worden und erfüllen nun wieder vollständig ihren Sinn und Zweck. Die gestalterische Kraft der mitteldeutschen Spätrenaissance im Übergang zum Frühbarock vereint sich mit ihren vielfältigen Aussagen hier in dieser Dorfkirche zu einem herausragenden Beispiel lutherischer Ortho-



Taufe von 1638, überarbeitet 1681, vor und nach der Restaurierung: Fotos: Janko Barthold/Hans Bach

doxie jener Zeit und zeugt von der ersten großen Neugestaltungswelle in den Kirchen der zweiten Generation nach der Reformation in Brandenburg.

Eine Kirche mit dieser Ausstattung und dem großen gesamten Maßnahmeprogramm war in den letzten 20 Jahren nur mit umfangreicher Unterstützung von vielen Seiten her zu bewältigen. Es ist dem Land Brandenburg (Staats-Kirchen-Vertrag), der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz, dem evangelischen Kirchenkreis Falkensee, der Stiftung zur Erhaltung kirchlicher Baudenkmäler (KiBa), dem Förderverein Dorfkirche Groß Glienicke e.V., dem Förderkreis Alte Kirchen e.V., der KD-Bank, der Mittelbrandenburgischen Sparkasse, der Hoffmann-Stiftung in Hamburg, der Landeshauptstadt Potsdam, der Familie von Ribbeck, der Firma Terraplan aus Nürnberg, Herrn J. Fischer aus München sowie zahlreichen Spendern aus Groß Glienicke, Kladow, Berlin, Spandau, Potsdam u. a. m. zu danken. —



Weiterführende Literatur

Andreas Kalesse: Das Taufbecken in der Dorfkirche von Groß Glienicke. Erklärungen zur Restaurierung. In: Mitteilungsblatt der Landesgeschichtlichen Vereinigung der Mark Brandenburg e.V. 112 (2011), H. 2., S. 63–72.

Bernhard Schmidt, Hrsg.: „Ein Interesse weckt nur noch das Altarbild.“ Der Ribbeckaltar in der Patronatskirche zu Groß Glienicke und seine Restaurierung. Berlin 2013.

Kanzel von 1639, überarbeitet 1680 nach der Restaurierung; Foto: Hans Bach

SUSANNE GLOGER

Das Schiff muss warten Die Wiederbelebung des Kirchturms in Brüsenhagen

Susanne Gloger ist Kunsthistorikerin.

Leicht ist Brüsenhagen (Landkreis Prignitz) nicht zu finden. Abseits der Chaussee zwischen Pritzwalk und Kyritz liegt das kleine Dorf romantisch versteckt hinter Hölunderbüschen. Am Ende der frisch gepflasterten Straße erhebt sich wie in fast jedem Prignitzdorf als höchstes Gebäude die Kirche auf einer kleinen eingefriedeten Anhöhe. Schmuck sieht das restaurierte Fachwerk mit seinen unterschiedlich gemusterten Feldern aus, ordentlich verbrettert sind Giebel und Turm. Aber Überraschung beim Näherkommen: Da steht ja nur ein Turm. Ganz genau betrachtet, steht da nur eine schmale Scheibe des westlichen Kirchenschiffs, über dem sich der Turm erhebt.

Brüsenhagen wurde 1333 das erste Mal schriftlich erwähnt. Ursprünglich gehörte es zur Herrschaft der Markgrafen von Brandenburg und wurde im 15. Jahrhundert je zur Hälfte an die Familien von Blumenthal in Vehlow und von Klützing in Demerthin verpfändet. Die Kirche am Ende des Dorfes war ursprünglich Mutter-, ist jedoch seit der Reformation Tochterkirche des Nachbardorfs Vehlow. 1678 wurde die Fachwerkkirche mit polygonalem Ostschluss und gemusterter putzfreier Ausmauerung errichtet.

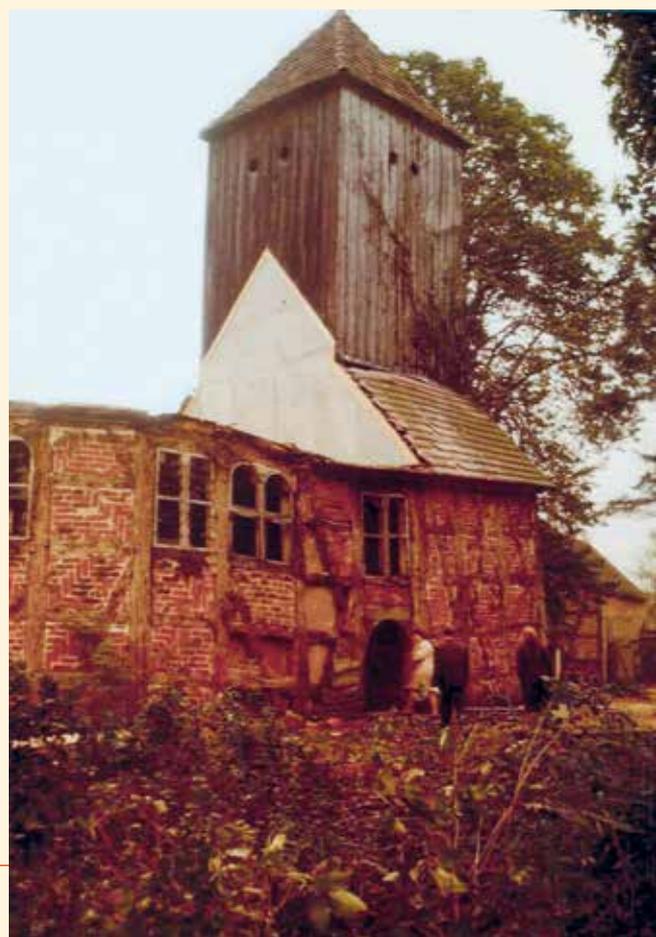
Auf einer alten Postkarte ist die Brüsenhagener Kirche mit ihren barocken Fenstern unversehrt zu erkennen, die Aufnahme zeigt die Ausmaße des nun fehlenden Kirchenschiffs. Anfang der 1970er Jahre wurde es wegen Baufälligkeit abgetragen, auf den dringenden Wunsch der Gemeinde hin jedoch der schmale Streifen, der den Turmaufsatz trägt, beibehalten und mit einer Wand geschlossen. Durch eine schlichte Tür gelangte man in den winzigen Raum, der durch eine Art Wohnzimmerfenster beleuchtet wurde. Zur gleichen Zeit war der kostbare mittelalterliche Schnitzaltar als Dauerleihgabe in die Kyritzer Marienkirche gegeben worden, wo er seitdem in der Brautkapelle zu bewundern ist.

*Dorfkirche Brüsenhagen nach Zerstörung
des Kirchenschiffes 1974; Fotos: Förderverein
Kirche in Brüsenhagen e. V.*



*Dorfkirche Brüsenhagen,
Postkarte mit historischer Kirchenansicht*

Die Ausstattung der kleinen Dorfkirche, die 1678, also geraume Zeit nach Ende des Dreißigjährigen Krieges, errichtet wurde, ist beeindruckend. Neben dem in Kyritz befindlichen vierteiligen Achatiusaltar aus dem 15. Jahrhundert gibt es zwei hölzerne Schnitzfiguren der Anna Selbdritt aus dem Mittelalter. Die Gesamtwirkung der umfangreichen bauzeitlichen Barockausstattung, von der sich Bildtafeln von Kanzel, Emporenbrüstung und



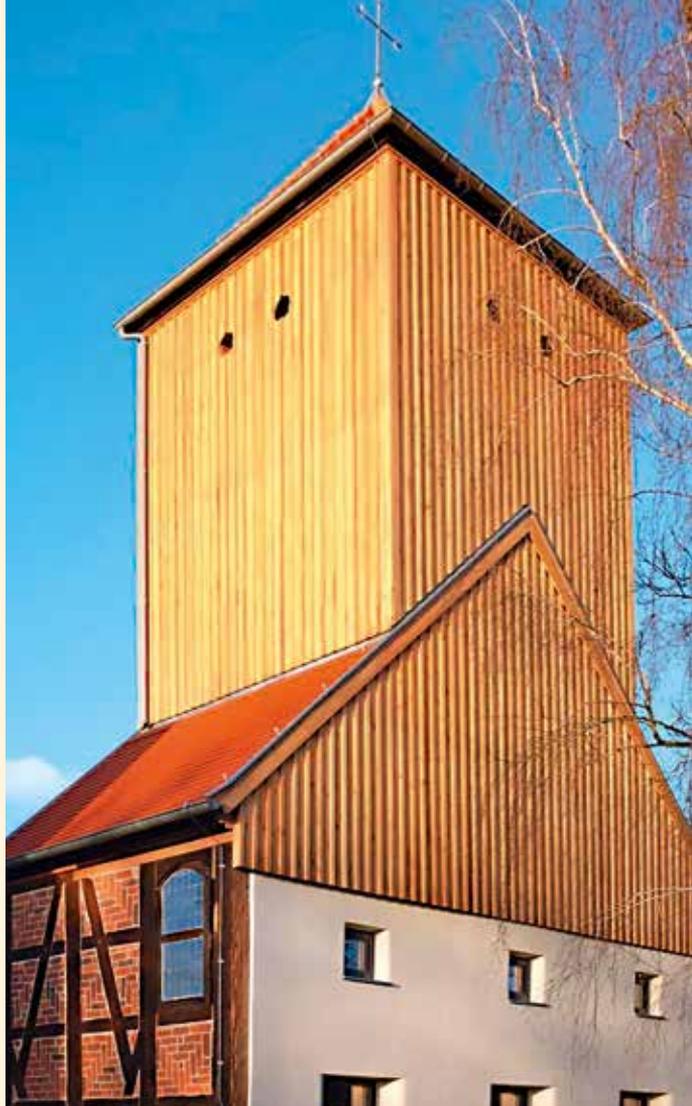


Gestühl erhalten haben, lässt sich in der mittelalterlichen Feldsteinkirche in Vehlow nachvollziehen, die zur gleichen Zeit vom Patron beider Kirchen, Hans Jacob von Blumenthal, umfassend gemäß dem Zeitgeschmack umgestaltet worden war. Gleichwohl wurden in beiden Kirchen die altherwürdigen vorreformatorischen Altäre und in Brüsenhagen auch die beiden Figuren der Anna Selbdritt übernommen. Bemerkenswert ist hier der für diese Gegend unübliche dem Heiligen Achatius geweihte Altar.

Der Heilige gilt als einer der 14 Nothelfer, deren Verehrung im Spätmittelalter vor allem in Süddeutschland verbreitet ist.

Sein Martyrium – der römische Feldherr wurde mit 10.000 Soldaten, die mit ihm den Glauben an Christus angenommen hatten, von Dornen zerfleischt und gekreuzigt – sollte besonders Kreuzfahrern auf ihrem beschwerlichen Weg Mut machen und sie beim Aushalten der Strapazen unterstützen. Achaz als ein nicht unüblicher Name für Prignitzer Adelsgeschlechter hebt wohl auf die Ritterlichkeit des Namenspatrons ab und betont so den Adelsstand des Trägers.

Der vielfigurige Schnitzaltar ist aus mehreren Teilen zusammengesetzt: Das Hauptfeld besteht aus den Seitenflügeln eines Schnitzaltars vom Ende des 15. Jahrhunderts, der in zwölf Reliefs Szenen aus der Achatiuslegende schildert; die Madonna im zweiten Feld stammt jedoch aus einem anderen, aber ebenfalls mittelalterlichen Zusammenhang. Die stark beschädigte Predella, die das letzte Abendmahl und der Aufsatz, der die Auferstehung Christi darstellt, zeigt die Jahreszahl 1683, so dass das Zusammenfügen der einzelnen Teile des Altars in den Zusammenhang des Kirchenbaus zu stellen ist. Sollten sowohl der Schnitzaltar, die Madonna und auch die beiden Annenskulpturen, die Ende des 15. Jahrhunderts geschaffen wurden, ursprünglich aus dem spätmittelalterlichen Besitz der Dorfkirche Brüsenhagen stammen, stellte sich die Frage, ob diese großzügige Ausstattung dem Patronat der Familie von Blumenthal oder aber der Bedeutung des Orts zu verdanken war. War Brüsenhagen möglicherweise ein Gnadenort in der Prignitzer Wallfahrtslandschaft zwischen dem Wunderblut





Achatiusaltar aus Brüsenhagen in der Stadtkirche Kyritz; Foto: Clemensfranz/Wikipedia

in Wilsnack und Alt Krüssow, wo die Heilige Anna verehrt wurde?

2009 führte eine der vom Förderverein zum Erhalt der Bölzker Kirche e.V. veranstalteten Radtouren nach Brüsenhagen. Schon bei der Vorbereitung ergaben sich Synergieeffekte, die für Bölzke die unvorhergesehene Chance boten, mit der Leihgabe einer mittelalterlichen Annenfigur die Pilgerausstellung in Bölzke zu schmücken und für Brüsenhagen jede Menge an Informationen, Kontakten und Unterstützung bei der Planung ihres Vorhabens.

Die kleine Brüsenhagener Gemeinde, die regelmäßig mit Pfarrer Hans-Georg Scharnbeck in dem winzigen Kirchenraum Gottesdienst feierte, wurde aktiv. Mit dem jungen Verleger Rouven Obst und seiner Frau Julia, die gerade in einen Dreiseithof des Dorfs gezogen waren und ihn zu renovieren und bewirtschaften begannen, wehte frischer Wind durch die Kirche, die Gemeinde und den Ort. Der Förderverein Kirche in Brüsenhagen wurde im Juni 2010 gegründet, Postkarten mit der alten Ansicht der Kirche gedruckt, ein Jahr später erhielt der Verein das Startkapital des Förderkreises Alte Kirchen.

Nun wurde gefeiert, gesammelt, gesungen, gelesen. Der Verein träumte von einem Aufbau des Kirchenschiffs in der alten Kubatur als großzügigen Gottesdienstraum, von der Möglichkeit, die Kunstschatze an ihren angestammten Platz zurückzubringen, als Begegnungsstätte, als überregionales religionspädagogisches Zentrum – vieles schien vorstellbar. Allein die marode Bausubstanz des Kirchturms erforderte schnelles Handeln, eine Notdeckung versuchte Schlimmeres zu verhin-

dern, schließlich zwang das Schadensgutachten zu Planungsschritten, die auch ein junger, kleiner Verein bewältigen kann. Das Schiff muss warten. Das Konzept sah jedoch vor, dass der Kirchturm im Zuge der weiteren Innensanierung nicht nur als Gotteshaus fungieren, sondern allen BürgerInnen (ob jung oder alt) als Ort der Begegnung und Verständigung offenstehen wird. Gleichzeitig sollte er als kultureller Veranstaltungsraum über den Ort hinaus die Region bereichern und Kulturinteressierte sowie Touristen ansprechen. So findet die alljährliche Preisverleihung des Literaturpreises Nordost im Kirchturm statt.

Keine geringe Herausforderung, das alles auf 24 m² unterzubringen. Das Ergebnis lässt sich jedoch sehen, mit kluger Sorgfalt für Baumaterialien und großem Gespür für die Verbindung zwischen Altem und Neuem ist die Sanierung des Turms derart geglückt, dass eine Anerkennung des Landes Brandenburgs im Rahmen des Baukulturwettbewerbs 2019 für das „beispielgebende Engagement für ein nachhaltiges und zukunftsfähiges Brandenburg“ erfolgte.

Die Sanierung des Kirchturms in Brüsenhagen ist in jeder Hinsicht zukunftsfähig, die Ostwand aus Lehm öffnet sich mit drei modernen Türen, vielleicht auch einmal zum Kirchenschiff, dessen Umriss bereits in Fundamentsteinen sichtbar ist. Feiern, Märkte und Lesungen im Turm sind ebenso beliebt wie die Schreibaufenthalte junger Autoren auf dem Hof der Familie Obst in großzügigen Ferienwohnungen. Dass Brüsenhagen vertrauensvoll in die Zukunft schaut, beweisen auch die drei Kinder der Familie Obst, die im Schatten des restaurierten Kirchturms heranwachsen. —

RUDOLF BÖNISCH

Das unsichtbare Schmuckkästchen

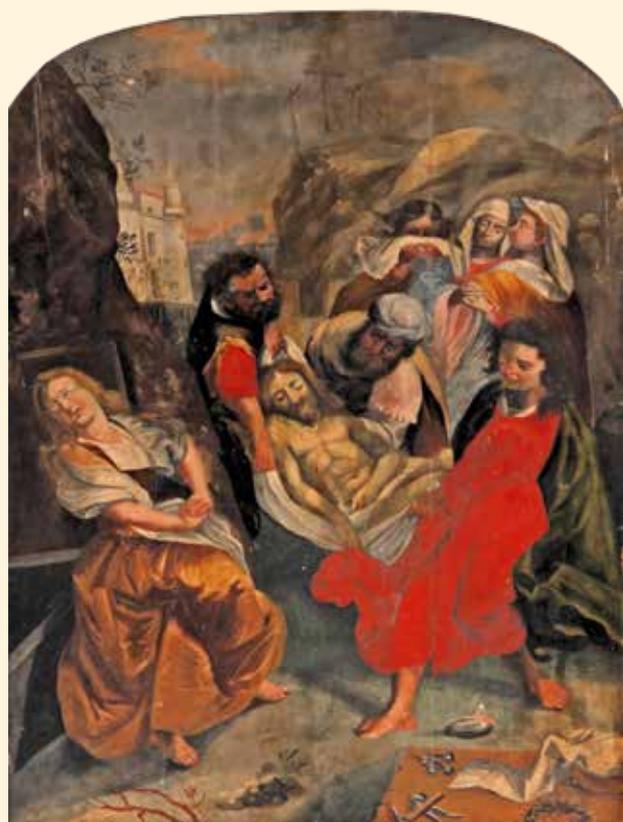
Rubens reuige Magdalena
bei Baroccis Grablegung Jesu
in Lenzen

Rudolf Bönisch ist Diplom-Geologe. Er ist Initiator und Leiter zweier Niederlausitzer Orgelmusikreihen. In der verbleibenden Zeit beschäftigt er sich mit sakraler Kunst.

St. Katharinen in Lenzen ist eine sehenswerte gotische Hallenkirche aus Backstein. Hier beeindruckt die aufstrebenden Pfeiler und der Blick zum Chorraum mit den drei spitzbogigen Farbglasfenstern und dem Altaraufsatz aus dem Jahre 1652. Dies gilt ebenso für das große Abendmahlgemälde nach Peter Paul Rubens mit dem goldenen Kelch und dem neben der Abendmahlsgemeinschaft abgebildeten Tisch mit der zwischen zwei Leuchtern aufgeschlagenen Bibel. Der Blick vom Altar zurück zeigt den Rokoko-Prospekt der wunderbaren Orgel des Wagner-Schülers Gottlieb Scholtze aus dem Jahr 1759. Mittelalterliche Wandmalereien, die in Braunschweig 1486 gefer-



*Epitaph für Elias Stryke von 1678;
Fotos: Rudolf Bönisch*



tigte Tauffünfte, die restaurierten Bilder von Martin Luther und Philipp Melanchthon aus dem Jahr 1664, Grabsteine und Epitaphien ziehen die Blicke auf sich. Ein Epitaph fällt weniger auf, da es relativ hoch an der Nordwand des Chores aufgehängt ist. Es erinnert an den am 6.2.1677 verstorbenen Elias Stryke. Zwischen mit Trauben und Laubwerk umwundenen Säulen befindet sich ein großes Gemälde der Grabtragung Christi, an den Wangen Figuren der Tugenden Justitia (Gerechtigkeit) und Prudentia (Weisheit), darüber drei Engelsfiguren. Im oberen Teil ist ein Bildnis des Verstorbenen angebracht, der „Churfürstl. Brandenburgl. Amtmann, Zoll und Licent Einnehmer“ war, was die Schrifttafel unter dem großen Gemälde ausweist. Dort ist auch zu lesen, dass am 18.10.1678 seine hinterlassenen Söhne und Töchter das Epitaph gestiftet haben.

Betrachten wir das 133 cm hohe und 84 cm breite Hauptgemälde. Die Evangelisten der Bibel berichten, dass nach dem Tod am Kreuz auf Golgatha Jesu zu Grabe getragen wurde. Joseph von Arimatäa, ein Bekannter von Jesus, fragte aus Furcht vor den Juden den Statthalter Pontius Pilatus, ob er den Leichnam Jesu vom Kreuz abneh-

Gemälde der Grabtragung Jesu nach Federico Barocci



Kupferstich „Grabtragung von Egidius Sadeler;
Foto: Rijksmuseum Amsterdam RP-P-H-M66

men dürfe. Pilatus erlaubte es und so nahm er zusammen mit einem Freund von Jesus den Leichnam ab. Nikodemus brachte Myrrhe und Aloe mit. Weiter wird berichtet, dass beide Männer Jesus in Leinentücher mit Spezereien legten. Sie brachten ihn in ein nahe von Golgatha liegendes Gartengrab. Dieses war völlig neu angelegt worden und noch niemand hätte darin gelegen (Joh. 19,38-42).

Auf dem Gemälde ist diese Grablegung Jesu, im eigentlichen Sinn nur die Grabtragung, zu sehen. Auf dem Berg Golgatha im Hintergrund ist das leere Kreuz zu erkennen. Von dort kommen Joseph von Arimatäa, Nikodemus und ein Helfer mit dem Leichnam. Das leere Grab links im Bild ist das Ziel ihres Weges. Joseph und Nikodemus tragen den in ein Leinentuch gehüllten Körper. Die Beine hält ein jüngerer Mann in rotem Kleid mit grünem Umhang. Traditionell wird so der Lieblingsjünger Johannes dargestellt. Es könnte sein, dass der Maler diesen Jünger Johannes auch ebenso aktiv an der Grablegung beteiligt wissen wollte, was indes etwas verwirrend wirkt. Denn hinter den

Magdalena aus dem Lenzener Epitaph-Gemälde

Leichenträgern gibt es noch drei trauernde Personen. Das sind zwei Frauen, die ihr Haupt traditionsgemäß in ein Kopftuch gehüllt haben: Maria mit gefalteten Händen, die bei der Kreuzigung auf Golgatha mit dabei war, und die Schwester der Maria. Die dritte Person ist ein Mann mit längerem Haar, der vor sich ein Tränentuch hält. Bei diesem Mann kann es sich eigentlich nur wiederum um den Jünger Johannes handeln. Er steht dicht bei Maria, denn zu beiden hatte Jesus noch vom Kreuz gesprochen.

Vor dem offenen Grab sitzt prunkvoll gekleidet Maria Magdalena, die andächtig die Hände faltet. Auch sie war nach biblischer Überlieferung bei der Kreuzigung dabei. Im Vordergrund des Bildes ist noch eine Platte zu sehen, die zum Verschließen des Grabes genutzt werden könnte. Auf dieser Platte liegen Hammer, Zange und drei Nägel sowie die Dornenkrone. Weiterhin steht dort eine mit einem bestickten Tuch abgedeckte Schale, die wohl die Spezerei zur Totensalbung enthält. Das Gemälde zeigt im Hintergrund eine Turmfront, die Fassade des Palazzo ducale in Urbino, und weitere Gebäude. Diese deuten die nahe Stadt Jerusalem an.

Bei längerem Betrachten fällt auf, dass das Gemälde nicht ganz stimmig ist. Der zu Grabe getragene Christus nimmt zwar den Mittelpunkt des Bildes ein und die Einheit der mit der Grabtragung und Grablegung beschäftigten und der dicht dabei stehenden und trauernden Personen ist gegeben. Aber Maria Magdalena sitzt den schwer tragenden Männern Joseph, Nikodemus und dem Helfer direkt im Weg. Der Blick des Betrachters wird auch ihrer Kleidung wegen mehr auf sie als auf den toten Jesus gelenkt.

Das Gemälde ist keine Idee des namentlich unbekanntem Künstlers. Der Maler hat sich vielmehr einen Kupferstich besorgt und nach diesem Vorbild das Gemälde geschaffen. Das war im Barock üblich. Darauf wurde bereits in den „Offenen Kirchen“ hingewiesen. Kupferstiche als Vorlage für Kirchengemälde waren auch nicht nur ein Trick von weniger begabten Malern. Auch angesehene Meister haben diese Methode genutzt.

Der Maler des Lenzener Bildes nutzte einen Kupferstich des niederländischen Stechers Egidius Sadeler (1570–1629), der wiederum ein Gemälde des Italieners Federico Barrocci (1535–1612) wiedergibt.



Barocci hat das Gemälde in den Jahren 1579 bis 1582 für den Hauptaltar der Kirche „Chiesa della Croce“ in Senigallia (rund 50 km östlich von Urbino) geschaffen. Der Stich des Egidius Sadeler entstand in den 90er Jahren des 16. Jahrhunderts. Auch andere Maler haben diesen Stich zur Grundlage genommen und daraus Gemälde geschaffen. Betrachten wir diesen Kupferstich von Egidius Sadeler, so erkennen wir wieder die vom Epitaph-Gemälde in Lenzen beschriebenen Personen, den Hintergrund mit den drei Kreuzen auf Golgatha, dem Palast und der Stadt Jerusalem. Allerdings ist auf dem Stich die Unterscheidung zwischen dem jugendliche Mitträger des Leichnams und dem mit Maria trauernden Jünger Johannes klarer. Erst der Maler verteilt mit seiner Farbgebung, traditionell rosa und hellblau bei Maria und rot und grün für Johannes, die Rollen anders. Auch die rechte Seite des gegenüber dem Gemälde seitenverkehrten Stiches sieht anders aus als das Epitaph: Hier ist ein Mann mit der Reinigung des Grabes beschäftigt und davor kniet Maria Magdalena, den Blick auf Jesus gerichtet und ihn anbetend. Dies entspricht der Bildidee Federico Baroccis.

Auch wenn es im Bildaufbau keine wesentlichen Unterschiede zwischen Stich und Gemälde gibt, so hat dennoch der Maler des Epitaphs einen anderen Kupferstich für die Maria Magdalena verwendet und damit diese Frau gewissermaßen ausgetauscht. Er verzichtet überdies auf den mit der Reinigung des Grabes Beschäftigten. Als Vorlage für Magdalena konnte ein Kupferstich von Lucas Vorsterman gefunden werden, der in den Kupferstichkabinetten unter verschiedenen Titeln abgelegt ist. In Braunschweig heißt dieser

„Maria Magdalena mit einer Gefährtin“, in Amsterdam wird der Titel „Maria Magdalena nimmt Abstand von ihrer Eitelkeit“ genannt und im englischen Sprachraum heißt dieser übersetzt „Die heilige Maria Magdalena zertrampelt ihre Wertsachen“. Der niederländische Zeichner und Kupferstecher Lucas Vorsterman (1595 – 1675) hat mit diesem 300x223 mm großen Stich aus dem Jahre 1622/23 ein Gemälde von Peter Paul Rubens (1577 – 1640) in Kupfer gesetzt. Rubens hat das Bild um 1620 mit dem Titel „Reuige Magdalena und ihre Schwester Martha“ gemalt. Das Original befindet sich heute im Kunsthistorischen Museum Wien. Dieses Gemälde wurde von verschiedenen Malern kopiert.

In Wien ist das Gemälde mit folgendem Beleitext ausgestellt: „Maria Magdalena, fälschlicherweise mit Maria von Bethanien, der Schwester Marthas, und mit der salbenden Sünderin identifiziert, erhielt in der gegenreformatorischen Andachtsliteratur besondere Bedeutung. Ihre Bekehrung galt als Beweis der Barmherzigkeit Gottes. Rubens macht die Reue Magdalenas, welche die Kassetten mit Utensilien irdischer Eitelkeit umgestoßen hat, durch ihre verzweifelte Gestik und Mimik deutlich. Martha dagegen verhält sich zurückhaltend kontemplativ. Die gefühlvolle Stimmung vermittelt Rubens mit Hilfe einer weichen, in manchen Teilen wie aufgelöst wirkenden Malweise.“

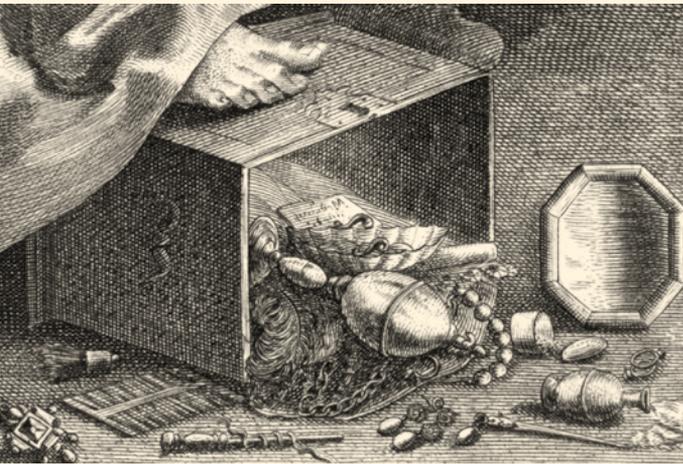
Warum hat nun der Maler des Epitaph-Gemäldes es für notwendig erachtet, zusätzlich zur Kopie eines Bildes aus dem katholischen Italien eine Magdalena einzufügen, die der bedeutendste Maler der katholischen Gegenreformation, Peter Paul Rubens, geschaffen hat? Warum wurde zudem die Bildaussage des Federico Barocci verändert, beziehungsweise sogar ein Stück vom zu Grabe getragenen Jesus weg und auf die reuige Magdalena hin gelenkt? War das ein Wunsch des Stifters? Oder welcher andere Einfluss lag dieser Gestaltungsidee zugrunde?

Maria Magdalena ist neben der Mutter Jesu wohl die bekannteste Frau im neuen Testament. Sie stand unter dem Kreuz, ging zum Salben ans Grab und war die erste, der Jesus nach der Auferstehung erschienen war. Im Laufe der Jahrhunderte ist sie dann zur reuigen Sünderin geworden. So wurde sie mit der sündigen Frau gleichgesetzt, die Jesus in Bethanien salbte. Auch geschah eine Verwechslung mit der ägyptischen Büsserin Maria. All das hat das Bild der Maria aus Magdala geprägt und dieses ist auch in die christliche Kunst eingegangen. So ist die besondere Darstellung der Magdalena bei Barocci nur eine Vorstufe der reuigen Magdalena bei Rubens.

Auf jeden Fall ist die Kombination von Stichen aus unterschiedlichen Zeiten keine Seltenheit. Viele Maler im Barock haben so ihre Gemälde gestaltet. Sakrale Bilder nach Gemälden von Peter Paul Rubens sind in Deutschland auch keine

Kupferstich „Reuige Magdalena und ihre Schwester Martha“ von Lucas Vorstermann nach Peter Paul Rubens; Foto: (Rijksmuseum Amsterdam RP-P-0B-33.043)





Schmuckkästchen aus dem Kupferstich von Lucas Vorstermann

Seltenheit. So sind Kopien seines Gemäldes des letzten Abendmahles, aber auch seine Anbetung der Hirten, die Kreuzabnahme und die Auferstehung Jesu sehr häufig in unseren evangelischen Kirchen zu finden. Eine Kopie seiner reuigen Magdalena finden wir noch in einer anderen Kirche. Das Kreuzigungsgemälde am Altaraufsatz in Schaprode auf Rügen zeigt sie vor dem Kreuz Jesu. Das dortige Gemälde basiert auf einem Motiv von Karel van Mander (1548–1606), die Kreuzesszene wurde durch dieselbe von einem Stich Schelte

Adamsz Bolswert (1586–1659) nach Jacob Jordaens (1593–1678) ausgetauscht und die darin befindliche Magdalena wiederum durch die Magdalena von Peter Paul Rubens ersetzt. Aber auch im Kreuzigungsgemälde am Altaraufsatz in Herzsprung bei Angermünde wurde die unter dem Kreuz trauernde Magdalena nach Karel van Mander durch eine Magdalena aus einem Kupferstich der Kreuzabnahme Jesu des französischen Malers Charles Le Brun (1619–1690) ersetzt. Die Ersetzung einer Person – und im Lenzener Gemälde wird die betende Magdalena von Barocci „nur“ mit einer ebensolchen von Rubens ausgetauscht – als Wunsch des Stifters fällt damit wohl aus. So bleibt uns als Erklärung der künstlerische Zeitgeist oder die religiöse Bedeutung, die der Magdalena damals zugeschrieben worden ist. Während nachreformatorische Bilder sich meist streng an den biblischen Text halten, ist dieses bei der Darstellung von Magdalena nicht der Fall.

Das umgestoßene Kästchen mit dem Schmuck und den Schminkutensilien hat der Lenzener Maler indes nicht mit auf sein Bild genommen. Was hätte dieses auch auf einem Grablegungsbild zu suchen? Durch die Kenntnis des Kupferstiches vom originalen Gemälde des gegenreformatorischen Rubens ist für uns als Betrachter des Epitaph-Gemälde dieses schöne barocke Detail sichtbar. Der Besucher der Lenzener Stadtkirche sieht auf dem Epitaph im Chorraum somit etwas, was der Maler nicht gemalt hat. —

Anzeige

Treten Sie ein!

Jedes Pfarramt ist eine Kircheneintrittsstelle

■ EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz



Infotelefon 030 24 344 121
www.ekbo.de/service/kircheneintritt

www.ekbo.de



Dorfkirche Pessin; Fotos: Sven Sengebusch-Kähne

ANDREAS FLENDER

Von Engeln behütet

Die Sanierung der Dorfkirche Pessin

Andreas Flender ist Vorsitzender des Fördervereins Kirche Pessin e. V. und Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen für den Landkreis Havelland.

Die glatt geputzte Decke zeigt in der Mitte das Wappen der v. Bredow. Die vier das Wappen umschwebenden Engelchen im Hochrelief zeugen von naivem Unvermögen. Vier Engel in gleicher Ausführung sind in den Ecken der Decke angebracht“, so beschrieb 1913 Heinrich Jerchel in seinem Buch: „Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg: Teil 1 Westhavelland“ die Decke der Dorfkirche Pessin. – 2010, im Gründungsjahr des Fördervereins Dorfkirche Pessin e. V., hatte man wahrlich wichtigere Sorgen als sich mit solchen Phantasien zu befassen. Die „notdürftig angebrachten Sperrholzplatten an der Decke, die die Schäden mehr kaschieren als beheben, lösen sich nach und nach“ so beschrieb Arnulf Kraft, Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen, damals die Situation sehr zutreffend. Der Ziegelfußboden brach an mehreren Stellen ein und der Echte Hausschwamm hatte sich unter den Emporen ausgebreitet. Gefahr also drohte von allen Seiten und von Engeln keine Spur. Dennoch, die zunächst 14 Vereinsmitglieder hatten einen Plan, konkret ein „Sanierungs- und Nutzungskonzept“. Der Vereinszweck sollte sich nicht auf die bauli-



Wappenschild der Familie von Bredow mit Engelsfiguren

che Rettung des über 800 Jahre alten Sakralbaus beschränken, sondern auch dessen sinnstiftende Nutzung voranbringen. Und so sind die ersten Veranstaltungen schon fast legendär: Zwei riesige Bautrockner bliesen Warmluft in eine bitterkalte



Innenraum der Dorfkirche Pessin

Kirche; Partyzelt-Wände, im ganzen Dorf eingesammelt, kaschierten die Baustelle unter der Nordempore; mit Gardinen, Teppichen und einer Garderobe von zu Hause wurde ein Umkleideraum für die Theatergruppe abgetrennt; Baustrahler ersetzen die fehlende Beleuchtung. Musizierende, Theatergruppe, Vortragende, Kaffeekocher und Kuchenbäckerinnen – sie sind bis heute unverzichtbare Bestandteile des „Pessiner Kirchenkulturjahres“, das Verein und Kirchengemeinde jährlich neu auflegen.

Nach vier Jahren war die Sanierung der äußeren Hülle und des Innenraums abgeschlossen und – Patronatswappen und Engel waren wieder da. Beim Anblick der „glatt geputzten Decke“, die zunächst wieder entstand, gab es eine Folge wundersamer Begebenheiten: Zunächst erinnerte sich eine Dorfbewohnerin an puppenähnliche Körperteile, die man einst vor der Entsorgung am Kirchberg gerettet hatte. Sie passten auffällig zu den obigen Schilderungen und einem Foto aus den „Kunstdenkmälern“ und weckten unverzüglich das Interesse des Landesamtes für Denkmalpflege. Eine auf Stuck spezialisierte Firma hatte den Auftrag für den Innenraumputz erhalten und konnte sofort unterstützen. Parallel interessierte sich eine Mäzenin für den besonderen Befund und steuerte das Geld für die (Mehr-)kosten bei. Seit 2014 behüten die Engel wieder den wohl größten barocken Kirchsaal in der Region.

In den Folgejahren wurde in die Nutzung investiert. Ganz oben auf der Prioritätenliste standen der Einbau von Toiletten und einer Teeküche im Kirchturm sowie eine energetische Sanierung der ehemaligen Winterkirche. Beides konnte 2016 im neuen Besucherzentrum der Radfahrerkerche Pessin eröffnet werden. Hinzu kamen eine barriere-

freie, digitale Akustikanlage und eine mobile Bühne. Jetzt begann die musikalische Ertüchtigung der Kirche. Die Orgelempore stand lange leer und war baufällig. Zuerst waren also Zimmerleute, Tischler und Statiker gefragt. Die „neue“ Orgel wurde 1821 erbaut und stammt aus einer Kirche im thüringischen Erfurt, wo sie seit Jahrzehnten unbespielbar auf einen neuen Eigentümer wartete. Sowohl ihr Alter als auch die musikalische Ausprägung (14 Register/1 Manual) entsprechen nahezu dem ursprünglichen Pessiner Instrument. Seit



Einweihung der neuen Orgel, 2018



Eröffnung des Besucherzentrums in der Dorfkirche Pessin

2018 wachen die Engel über einem Stück UNESCO-Weltkulturerbe ebenso wie über die Fortsetzung der Restaurierungsarbeiten an den Emporen. Die Trauben an den Arkadenbögen, der Kanzelaltar, ein freigelegter Bibelspruch, der Auferstandene und der Heilige Geist wurden vor kurzem erst ergänzt. Mehr als 20 Wappen warten noch auf ihre Restaurierung.

2020, im Jubiläumsjahr des Fördervereins, soll die musikalische Ertüchtigung nun vollendet werden – mit einem neuen Glockengeläut. Die

Dorfkirche teilt hier das Schicksal der meisten Kirchengebäude. In Folge der Weltkriege wurden zwei von drei Glocken abtransportiert. Die einzige verbliebene Glocke genügt für den Stundenschlag, aber nicht für ein festliches Geläut. Vor allem ist auch sie sanierungsbedürftig. Wieder sind zuerst Zimmermann, Tischler und Statiker gefragt. Wieder wurden die Geschichtsschreiber fündig: „1599 wurde eine um 1300 gegossene Bronzeglocke aufgehängt, die als größte Glocke der Mark galt“ zielt die Pessiner Ortschronik das Allgemeine Lexikon der Gegenwart (Thieme-Becker). Und diesmal staunten die Fachleute. Denn genau diese Glocke befand sich, entgegen anderer Informationen, nach wie vor im Glockenstuhl. Weihnachten 2019 schwieg sie jedoch, weil sie quasi zur Notoperation in die Niederlande transportiert werden musste. Nun wird die gute Stube der ältesten Glocke des Havellandes wieder hergerichtet. Nach ihrer Rückkehr wird ihr eine über 700 Jahre jüngere Bronzeglocke zur Seite gestellt. Es ist eine der letzten im Land Brandenburg gegossenen Glocken, im Jahr 2016, in der Kunstgießerei Lauchhammer. Fachleute und Verein entdeckten sie auf der Suche nach einem stimmigen Grundton. Dieser ist Voraussetzung für ein harmonisches Zusammenspiel und dafür, dass später daraus ein Dreiklang werden kann, wenn vielleicht dann noch eine dritte Glocke den Glockenstuhl wieder vollständig ausfüllt.

Engel begegnen uns immer wieder und auf ganz unterschiedliche Weise. Mindestens einmal im Jahr zu Weihnachten erzählen viele Lieder davon. Für uns Pessiner Dorfkirchen-Fans gehören sie ein ganzes Jahr über dazu. Und vielleicht zeugen sie doch von mehr als von naivem Unvermögen: „Hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor“.



PETER KNÜVENER

„... einen Vorzug an Schönheit vor denen meisten umliegenden Kirchen.“

Die Dorfkirche in Friedersdorf an der Landeskronen und ihre Ausstattung

Dr. Peter Knüvener ist Direktor der Städtischen Museen in Zittau. Er promovierte zur spätmittelalterlichen Kunst in der Mark Brandenburg.

Die Dorfkirche in Friedersdorf an der Landeskronen (Landkreis Görlitz) gehört zu den eindrucksvollsten mittelalterlichen Sakralbauten in der Oberlausitz. Sie ist verhältnismäßig groß und besteht aus verschiedenen Bauteilen: dem Chor mit der halbrunden Apsis, dem Langhaus und dem Turm. Ähnlich wie großartige Niederlausitzer Dorfkirchen in Lindena oder Riedebeck handelt es sich damit um eine „vollständige Anlage“; anders als bei diesen ist in Friedersdorf aber nicht alles mittelalterlich: So handelt es sich beim Turm um eine Ergänzung aus dem 17. Jahrhundert und damit aus der Zeit, in der die mittelalterliche Kirche nicht nur fertiggestellt, sondern auch grundlegend umgestaltet wurde.

Die Bedeutung der Friedersdorfer Kirche liegt nicht allein in der eindrucksvollen Architektur, sondern im herausragenden Ausstattungsensemble der frühen Barockzeit, das mit dem mittelalterlichen Bau eine großartige Einheit bildet. Verschiedene Künstler, hauptsächlich aus Zittau und Bautzen, waren hier tätig, die in dieser Weise auch anderswo gemeinsam auftraten. Das Besondere in Friedersdorf ist jedoch, dass wir durch Berichte des Pfarrers Christian Knauthe aus den Jahren 1750 und 1760 in einzigartig weitgehender Weise darüber unterrichtet sind, wer die treibenden Kräfte zur Schaffung der Ausstattungsstücke waren und wie deren Herstellung von statten ging. Knauthe (1706–1784) gehörte zu den wichtigsten Gelehrten der Oberlausitz und wertete die ihm zugänglichen schriftlichen Überlieferungen im Kirchenarchiv akribisch aus.

Die barocke Baugeschichte beginnt um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Nur ein Jahr nach dem Dreißigjährigen Krieg ließ man einen Dachreiter auf dem Langhaus errichten, dann die Fenster vergrößern, Emporen einbauen und einen neuen Altar aufstellen. Mit dessen Herstellung und mit



Dorfkirche Friedersdorf von Osten; Fotos: Peter Knüvener





Liebenswertes Detail auf der oberen Empore: schmale Bänke mit Lehnen. Durch einen Sitzplan des Pfarrers Knauthe sind wir auch darüber unterrichtet, wer wo in der Kirche saß.



der Ausmalung der zu dieser Zeit noch mit einer Flachdecke versehenen Kirche wurden die Zittauer Künstler Friedrich Kresnier und Nikolaus Prescher beauftragt. In der Chronik von Pfarrer Knauthe heißt es dazu: „Als nach dem westphälischen Frieden die Einwohner stark angewachsen, sind nicht allein denselben neue Stellen in der Kirche gefertigt, sondern auch die Kirche selbst innerlich merklich verändert worden. Denn Ao. 1651 fing man an auf jeder Seiten eine Emporkirche, hinten aber 3 übereinander zu bauen. Ferner täfelte man die Decke, zierte sie mit Gemälde und goldenen Knöpfen. Man bauete einen ganz neuen Altar, und bekam der Tischler vor seine Arbeit 200 Mrk. Der Maler aber vor das Altar und Decke zu malen, über 200 Mrk.“

Bereits 1661, kurz nach der Fertigstellung der Modernisierung, brannte die Kirche in Folge eines Blitzschlages aus. Die Gemeinde sorgte schnell für einen Wiederaufbau und abermals für eine kostbare Ausstattung, die in dieser Form bis heute erhalten blieb. So ließ man den Bautzener Baumeister Martin Pötzsch den Turm errichten und die Kirche einwölben. Die charakteristischen und prägenden Stuckaturen gehen ebenfalls auf Pötzsch zurück, der kurz vorher die Zittauer Klosterkirche umfassend renoviert und umgebaut hatte. Auch hier finden sich ähnliche Stuckarbeiten. Berühmt ist Pötzsch auch für die prächtigen Giebel der Bautzener Ortenburg (gut von der Autobahn aus zu sehen!) und den stadtbildprägenden Giebel des Heffterbaus am Franziskanerkloster in Zittau. Die Zittauer Tischler, Schnitzer und Maler Georg Bahns, Hans

Ansicht des Innenraumes von der oberen Empore aus, deutlich sichtbar die einzigartigen Stuckaturen von Martin Pötzsch

Bubenick und Friedrich Kreamsier – jener bereits bei der Friedersdorfer Ausstattung vor dem Brand beteiligt – wurden beauftragt, Emporen, Kanzel und Altar zu bauen und letzteren zu bemalen. Damit erhielt die Kirche ihren feierlichen Eindruck mit den schwarzgoldenen Prinzipalstücken im späten Knorpelstil – geradezu ein Erkennungszeichen der Werkstatt von Georg Bahns. In Zittau korrespondieren zum Friedersdorfer Ensemble die Klosterkirche, die Kirche zum Heiligen Kreuz (diese beiden sind Teil der Städtischen Museen) sowie die Hospitalkirche St. Jakob. Die Übereinstimmungen sind teilweise verblüffend, etwa wenn man feststellt, dass die Altarbilder in Friedersdorf und in der Zittauer Kreuzkirche beide von Kreamsier sind und jeweils auf denselben Kupferstich von Ágidius Sadeler aus Antwerpen zurückgehen.

Angesichts der Professionalität, die mit der Ausstattung der Friedersdorfer Kirche durch große Werkstätten der benachbarten Städte erreicht worden ist, verblüffen die davon völlig abfallenden, in ihrer Naivität geradezu erstaunlichen Emporenbemalungen, die keinesfalls von einem professionellen Maler stammen können. Völlig gegensätzlich zur dürftigen Qualität dieser nichtsdestotrotz lebenswürdigen Malereien ist die theologische Komplexität der oft emblematischen Darstellungen. Nach den Ausführungen Knauthes wurden die Malereien erst 1701 ausgeführt, also eine Generation nach den zuvor genannten Arbeiten. Knauthe gibt den

damaligen Pfarrer Chalibäus als „Erfinder“ an – was in diesem Falle wohl nicht nur den Konzepteur meint, sondern vielleicht gar den dilettantischen Maler an sich. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass die Emporen Inschriften tragen mit Namen von Gemeindegliedern, die die Malereien finanziert haben. Alles in allem resümiert der Chronist: „Solchem nach hatte diese Kirche in Friedersdorf einen Vorzug an Schönheit vor denen meisten umliegenden Kirchen.“

Seit jener Zeit erfreut die Friedersdorfer Kirche durch ein vielfältiges und ungemein ästhetisches Inneres, das viel darüber aussagt, wie und durch wen die Dorfkirchen ausgestattet wurden. Schön ist, dass es einen sehr aktiven Kirchbauverein gibt und dass die Kirche sich heute in bestem Zustand präsentiert. Schließlich heißt es bereits in den Aufzeichnungen von Pfarrer Knauthe: „Wenn man sich nur des äußerlichen Wohlstandes der Kirchengebäude rühmet ... und also denselben nicht also gebrauchet, daß dadurch der Hertenstempel gebauet werden möge, so hat Gott nicht nur keinen Gefallen, sondern einen Greuel daran.“

.....
 Zum Weiterlesen: Ulrich Schubert (Hg.):
 Die Emporenbilder der Friedersdorfer
 St. Ursula-Kirche, Görlitz/Zittau 2011



Altarbild der Friedersdorfer Kirche;
 Foto: Kai Wenzel



Altarbild der Kirche zum Heiligen Kreuz in Zittau;
 Foto: Jürgen Matschie

HANS TÖDTMANN

Gegen den Verlust der dörflichen Identität Die Wiederbelebung der Ortsmitte in Gortz und Butzow



Dorfkirche und Alte Dorfschule in Gortz; Foto: Uwe Sernow-Rose

Hans Tödtmann, Architekt, ist Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V. für Teile des Landkreises Potsdam-Mittelmark und die Städte Potsdam und Brandenburg/Havel.

Früher hatte jedes Dorf seinen Bürgermeister, seine Schule, sein Gasthaus und seine eigene Kirchengemeinde mit Dorfkirche, Friedhof und Pfarrhaus. Heute fehlt es vielerorts an dieser dörflichen Mitte, mit ihr ging auch ein Gutteil Identität und Lebensqualität auf dem Lande verloren.

Die benachbarten Dörfer Butzow, Gortz und Ketzür im Norden des Landkreises Potsdam-Mittelmark liegen weder ganz am strukturschwachen Rand des Landes Brandenburg noch im Speckgürtel um Berlin. Im Jahr 2002 schlossen sich die drei bis dahin kommunal selbständigen Dörfer zur Gemeinde Beetzseeheide zusammen, die ihrerseits mit vier weiteren Gemeinden das Amt Beetzsee bildet. Das Gebiet des Amtes Beetzsee gliedert sich in kirchlicher Hinsicht in die Pfarrsprengel Havelsee und Päwesin. Innerhalb des nicht weniger als

elf Dorfkirchen umfassenden Pfarrsprengels Päwesin bilden Butzow, Gortz und Ketzür seit einigen Jahren eine Kirchengemeinde.

Sowohl hinsichtlich der Organisation der politischen als auch der kirchlichen Verwaltung wurde also schon vor einiger Zeit die Konsequenz aus dem Bevölkerungsrückgang nach der deutschen Wiedervereinigung gezogen. Aber die alten Dörfer sind in ihrer gebauten Struktur und mit ihrer geschrumpften Bevölkerung ja glücklicherweise noch da. Ihnen droht jedoch der Verlust der Identität und der alten dörflichen Mitte. Gortz hat vorgemacht und Butzow hat als Variante nachgemacht, wie der Kern unserer Dörfer bewahrt und in die Zukunft hinein entwickelt werden kann. Wir zeichnen Parallelen und Unterschiede in der Strategie der Wiedergewinnung der dörflichen Mitte nach.



Konzert mit dem Ensemble „Azuleo“ in der Dorfkirche Gortz; Foto: Uwe Sernow-Rose

Das „Gortzer Modell“

Der Förderverein Gortz setzte sich bei seiner Gründung im Jahr 2001 zum Ziel, die Dorfkirche in Gortz instand zu setzen und die alte Dorfschule zu einer Dorfbegegnungsstätte umzubauen. Der Verein zählte schon bald nach seiner Gründung etwa 50, später noch mehr Mitglieder, darunter eine große Zahl auswärtiger, meist Berliner Unterstützer.

Zum Zeitpunkt der Gründung des Vereins war die Dorfkirche in einem schlechten baulichen Zustand. Besonders die Turmhaube sowie Dach und Decke des Kirchenschiffes zeigten erhebliche Schäden. Gottesdienste fanden nur noch sporadisch statt. Der Förderverein schloss mit der Kirchengemeinde einen Vertrag über die kulturelle Nutzung der Kirche und organisierte seitdem jährlich mindestens vier populäre und häufig brechend gut besuchte Konzerte, meist Jazz-, Pop- oder Folk-Musik aus aller Welt. Es kamen von Jahr zu Jahr mehr Gäste aus dem Umland. Die Spendeinnahmen aus diesen Veranstaltungen, jahrelang auch die Einnahmen aus dem Verkauf von selbstgemachten Marmeladen und Holundersirup sowie einer Unmenge aus dem Nachlass eines fliegenden Händlers günstig erworbenen Ramschs auf dem Rixdorfer Weihnachtsmarkt in Berlin bildeten den Grundstock der für die Instandsetzung der Gortzer Kirche erforderlichen Eigenmittel.

Bereits Ende 2003 konnte die Sanierung des Kirchendaches und der Fassaden des Kirchturmes abgeschlossen werden. Uwe Sernow-Rose, Metallbildhauer und Ehemann der Vereinsvorsitzenden, hatte in wochenlanger ehrenamtlicher Arbeit die

Turmkugel restauriert und die Wetterfahne nach historischem Vorbild rekonstruiert. Im Jahr 2005 wurden die Sanierung des barocken Dachstuhls, die Eindeckung des Daches und die Verfüugung der Fassaden des Kirchenschiffes abgeschlossen. Mit Hilfe einer großzügigen Privatspende konnte die Eifert-Orgel restauriert und einem begeisterten Konzertpublikum vorgestellt werden.

Die Aktivitäten des Fördervereins konzentrieren sich dann zunächst auf die Instandsetzung und die bauliche Erweiterung der zuletzt als Kindergarten genutzten Alten Schule. Das niedrige ehemalige Schulgebäude liegt vor der Kirche an der Dorfstraße und ist mit dieser durch die für sommerliche Freiluft-Veranstaltungen und Feste genutzte Kirchwiese verbunden. Der Förderverein übernahm von der Gemeinde Beetzseeheide die Trägerschaft der Alten Schule. Im Frühjahr 2010 wurden die Bauarbeiten abgeschlossen. Im Gebäude untergebracht sind eine kleine Bibliothek sowie ein vielfach für Vorträge, Lesungen, kleine Ausstellungen und Familienfeiern nutzbarer Saal mit Küche und WC.

Kaum war der Umbau der Alten Schule beendet, kümmerte sich der Verein um die weitere Sanierung der Dorfkirche: Die Winterkirchen-Einbauten unter der Orgelempore wurden entfernt. Das Gestühl wurde ein wenig nach hinten geschoben. Vorn in der Kirche entstand so mehr Platz für kulturelle Veranstaltungen. Schließlich konnten die Farbfassungen im Inneren der Kirche fachgerecht restauriert werden. Der Abschluss der Kirchensanierung wurde Ende 2012 im Rahmen eines adventlichen Jazz-Konzertes gefeiert. In den Folgejahren standen die stets gut besuchten Kulturveranstaltungen

im Fokus der Vereinsaktivitäten. Einmal wurden sogar 270 Gäste gezählt. Noch im Jahr 2018 lud der Förderverein Gortz zu drei Konzerten in die Kirche und zu einem Vortrag über bemerkenswerte archäologische Grabungen am nahegelegenen Flachberg in die Alte Dorfschule.

Doch die Zahl der aktiven Vereinsmitglieder wurde altersbedingt immer kleiner. Es gelang nicht, neu zugezogene Familien für den Verein zu gewinnen. Deshalb trat der Verein den „geordneten Rückzug“ an. Im März 2019 erschien die Bekanntmachung der langjährigen Vorsitzenden, Claudia-Karina Rose, dass die Mitgliederversammlung die Auflösung des Fördervereins beschlossen habe. Die Nachricht schloss mit dem Dank an alle, die den Verein 18 Jahre lang durch ihre Freude an den Kulturveranstaltungen sowie durch Spenden unterstützt haben: „Wir hatten das beste Publikum von der Welt!“

Es bleibt dem Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg, dem Gortzer Verein und seiner Vorsitzenden an dieser Stelle herzlichen Dank und große Anerkennung für die Wiedergewinnung der Mitte des Dorfes auszusprechen.

Die Butzower Variante des Modells

Der 2006 von Bewohnern des Dorfes gegründete Förderverein Butzower Dorfkern e. V. will ein lebendiges Dorfleben erhalten und setzte sich wie der Gortzer Verein die Erhaltung und Instandsetzung der Dorfkirche als identitätsstiftendes Bauwerk zum Ziel. Zudem hat der Verein einen

Arbeitsschwerpunkt in der Heimatpflege und Heimatkunde sowie der Durchführung von Kulturveranstaltungen. Ferner unterstützt er den Umbau des der Kirche benachbarten ehemaligen Dorfschulgebäudes zu einem modernen Dorfgemeinschaftshaus. Bernhard Weise, Vorsitzender des Fördervereins, spricht darüberhinaus vom Zusammenwachsen der Dörfergemeinschaft. Der Verein hat heute etwas mehr als 20 Mitglieder. Es kommt weniger auf den Mitgliedsbeitrag als auf die aktive Mitarbeit an.

Als der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg die Butzower Kirche im Mai 2008 zur „Dorfkirche des Monats“ erklärte, befand sich die 1879 im neuromanischen Stil errichtete Kirche in einem schlechten baulichen Gesamtzustand. Der spitze Helm des Turmes war undicht. Durch die marode Dachdeckung des Kirchenschiffes drang Feuchtigkeit in den Dachstuhl und in die Decke ein. Die Fundamente der Apsis hatten sich gesenkt. Der Chorbogen war durch einen markanten Riss geschädigt.

Die Kirche war zwar noch nutzbar, die Gottesdienste waren aber nur spärlich besucht. Die Kirchengemeinde schwankte eine Zeit lang zwischen dem Gedanken, die Butzower Kirche aufzugeben, und der Idee, diese Kirche wegen der zentralen Lage des Dorfes Butzow innerhalb des Pfarrsprengels langfristig zu einem Zentrum der Gemeindearbeit zu machen. Schließlich siegte der gemeinsame Wille, die Kirche zu erhalten. Doch wegen der Belastung der Kirchengemeinde durch die Kosten der vorrangigen Sanierung der Kirchen in den Nachbardörfern Gortz und Ketzür war an einen Baubeginn in Butzow einstweilen nicht zu denken.

Der Verein nutzte die Zeit, um im Dorf eine vielfältige kulturelle Arbeit mit heimatgeschichtlichem Profil zu entwickeln: Öffentliche Spaziergänge mit lokalhistorischer Spurensuche, Erzählveranstaltungen, Lesungen prominenter Schriftsteller und Politiker, Herausgabe des begehrten Fotokalenders zur Regionalgeschichte und der Flugblattserie „Butzower Anzeiger“.

Das Jahr 2012 brachte Wind in das Kirchenprojekt. Der Förderverein Butzower Dorfkern schloss mit der Kirchengemeinde einen Vertrag über die Nutzung der Kirche und der zwischen Straße und Apsis liegenden Kirchwiese. Die Kirchengemeinde beauftragte den Verein mit der Kirchensanierung. Ein Brandenburger Architekturbüro aktualisierte die Schadensanalyse, ermittelte die Kosten und schlug eine Sanierungskonzeption in mehreren Bauabschnitten vor. Als Sofortmaßnahme wurde der Chorbogen durch eine zimmermannsmäßige Stützkonstruktion provisorisch gesichert. In der zur traditionellen Hubertusmesse im November 2013 vollbesetzten Kirche konnte der Förderverein verkünden, dass die Finanzierung des ersten Bauabschnittes stehe und die Baugenehmigung vorliege. Die Sanierung begann im Sommer 2014 mit der Kirchturmspitze. Anschließend konnte die Gründung saniert werden.

Dorfkirche Butzow; Foto: Bernhard Weise





Hubertusmesse 2019 in der gut besuchten Dorfkirche Butzow, im Hintergrund das Altargemälde „Christus am Ölberg“; Foto: Bernhard Weise

Das Kulturprogramm des Fördervereins erlebte wenig später einen Höhepunkt: Auf der Festwiese vor der Butzower Kirche kamen Ex-Ministerpräsident Manfred Stolpe und Ex-Generalsuperintendent Hans-Ulrich Schulz im Rahmen des Brandenburger Dorfkirchensommers 2015 vor großem Publikum ins öffentliche Gespräch. 2016/17 konnten endlich der Dachstuhl und die Balkendecke über dem Kirchenschiff saniert, die Dächer von Schiff und Apsis neu gedeckt und die Putzfassaden ausgebessert werden. Der Riss im Chorbogen wurde saniert. Außerdem wurde im Bereich der Orgelempore die historische Farbfassung von Decke und Wänden restauriert, ein Vorgeschmack auf die noch ausstehende Restaurierung des gesamten Innenraums der Kirche.

Parallel schloss der Förderverein mit der Gemeinde Beetzseeheide einen Nutzungsvertrag für das ehemalige Schulgebäude. Es wird zum Dorfgemeinschaftshaus umgebaut. Gegenwärtig findet der Einbau eines großen Saales statt. Die Küche und die WC-Anlagen werden erneuert. Das „Gortzer Modell“ verspricht auch in Butzow in modifizierter Form Wirklichkeit zu werden.

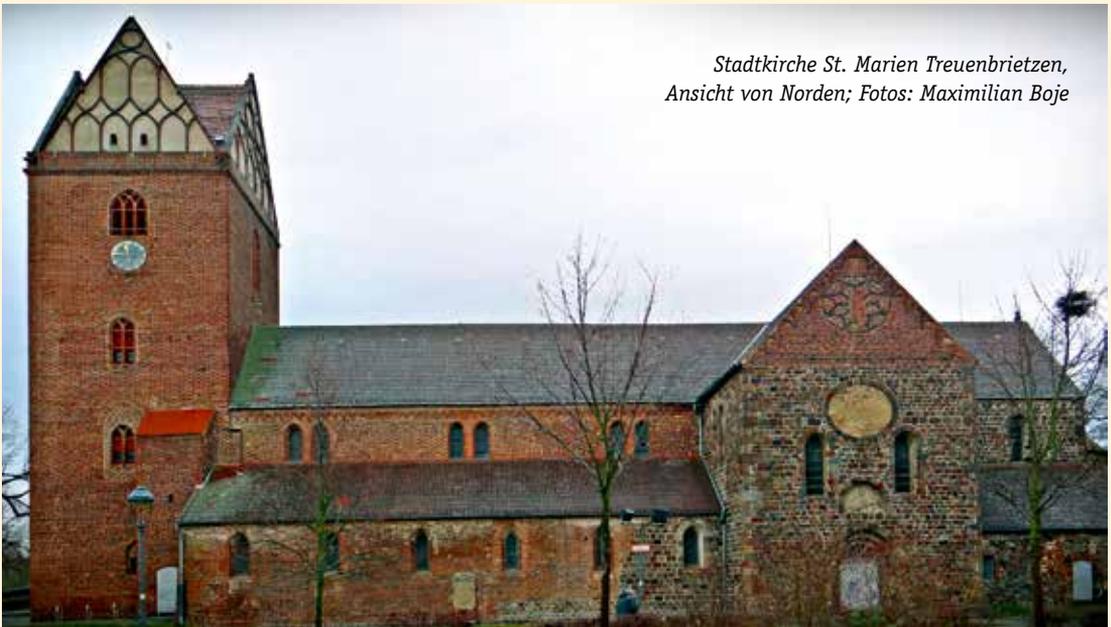
Aktuelle Situation und Ausblick

Pfarrer Stefan Jankowski hält in den 13 Dorfkirchen des Pfarrsprengels Päwesin reihum Gottesdienst, selbstverständlich auch in Gortz und Butzow. Obwohl sein Pfarrhaus in Päwesin steht, hat er kürzlich seine Hochzeit in der noch gar nicht zu Ende restaurierten Butzower Kirche in der Mitte des Pfarrsprengels gefeiert. Ein Zeichen! Der Gemeindekirchenrat hat sich durch die Wahlen Ende 2019 erheblich verjüngt. Auch Menschen aus Gortz und Butzow engagieren sich im GKR. Der Betrieb der Alten Schule in Gortz ist an den Ortsbeirat übergegangen. Es finden dort unverändert Familienfeiern statt und die kleine Bibliothek wird ehrenamtlich weitergeführt. Der stellvertretende Vorsitzende des Fördervereins Butzower Dorfkern, Dirk Lange, ist kürzlich zum neuen Bürgermeister von Beetzseeheide gewählt worden. Der „Butzower Anzeiger“ erscheint jetzt als Anzeiger der Gemeinde Beetzseeheide. Dirk Lange hat als erste Amtshandlung alle Vereine und die Kirchengemeinde der drei zu Beetzseeheide gehörenden Dörfer an einen runden Tisch geladen, um die Zusammenarbeit zu stärken. Weiter so! —

Gastspiel des Ensembles „Theater in der Kirche vor der Dorfkirche Gortz



Stadtkirche St. Marien Treuenbrietzen,
Ansicht von Norden; Fotos: Maximilian Boje

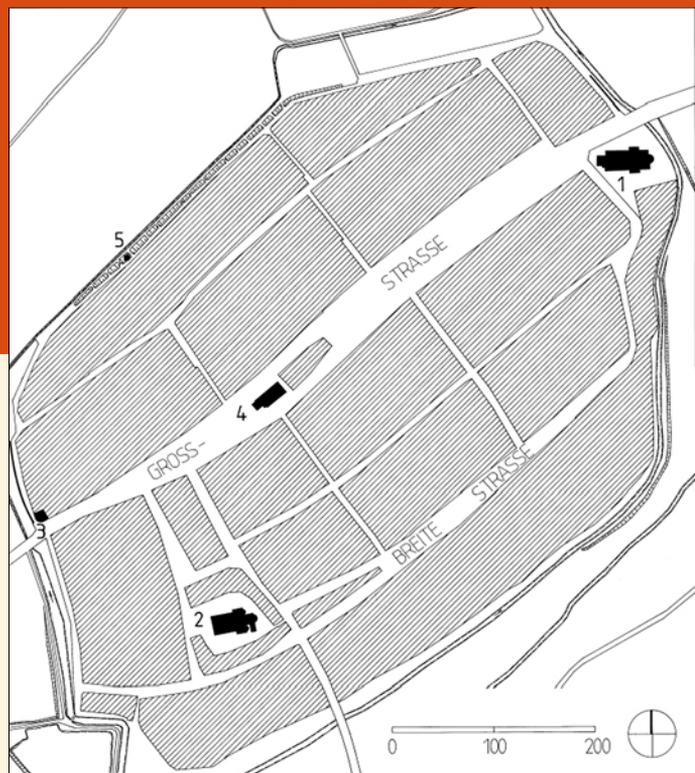


DETLEF FECHNER
**Rätsel und
Merkwürdigkeiten**
Zur Baugeschichte
der St. Marienkirche
in Treuenbrietzen

Detlef Fechner ist Lehrer und Heimatforscher; er studierte Kunstgeschichte in Frankfurt/Oder.

Mit der Marien- und der Nikolaikirche besitzt die märkische Kleinstadt Treuenbrietzen gleich zwei bemerkenswerte alte und kunsthistorisch interessante Stadtkirchen innerhalb ihrer ehemaligen Mauern. St. Marien gilt zudem als früheste gewölbte Stadtpfarrkirche der Mark Brandenburg. Warum jedoch gleich zwei städtische Pfarrkirchen für das vergleichsweise kleine mittelalterliche Brietzen (so hieß die Stadt bis ins 15. Jahrhundert)? Mit dieser Frage beginnt der Reigen der Merkwürdigkeiten, die am Ende womöglich den Schluss zulassen, dass St. Marien nicht als typische Stadtpfarrkirche geplant und gebaut worden sein kann, zumindest nicht in ihrer ersten Bauphase.

Der aufmerksame Betrachter wird ferner bei einem Umgang um St. Marien erstaunt feststellen, dass die im Osten gelegene Apsis der Kirche keine zehn Meter vom Lauf der Nieplitz entfernt ist und die einstige Stadtmauer unmittelbar hinter der Kirche entlang ging, ohne dass noch Platz für eine Straße geschweige denn eine sonstige Bebauung gewesen wäre. Ein Blick auf den ovalen Stadtgrundriss macht die absolute Randlage die-



Detlef Fechner ist Lehrer und Heimatforscher;
er studierte Kunstgeschichte in Frankfurt/Oder.

ser Kirche deutlich. Wahrscheinlich findet sich in unseren märkischen Breiten kein weiterer Stadtkern, bei dem die Hauptpfarrkirche unmittelbar an der Stadtmauer und gleich neben dem Stadttor stand. In abgeschwächter Form weist ebenso die Nikolaikirche eine tendenzielle Randlage auf.

So verdichtet sich erneut die Vermutung, dass es mit der Marienkirche eine besondere Bewandnis haben könnte. Zumindest für diese Randlage findet sich eine triftige Erklärung. Nach Einschätzung aller kunst- und architekturhistorischen Standardwerke wurde mit dem Bau der Marienkirche in den 1220er bzw. 1230er Jahren begonnen; schriftliche Dokumente aus der

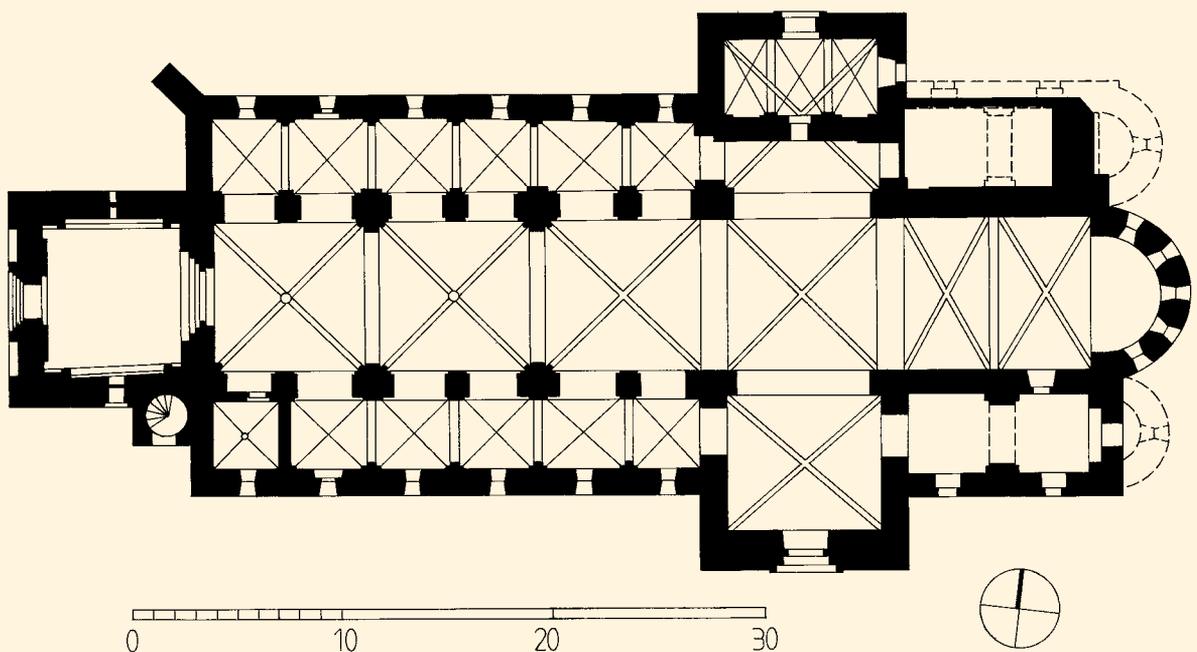
Erbauungszeit sind leider nicht mehr vorhanden. Wie gleich gezeigt werden soll, existierte zu dieser Zeit auf dem heute noch gut erkennbaren Stadtgrundriss noch keine rechtlich selbständige Stadt, allenfalls zwei kleine vorstädtische Siedlungskerne. In der Fachliteratur wird einhellig angenommen, dass sich im Bereich der Nikolai-kirche (vermutlicher Baubeginn 1230/1240) zunächst eine Handwerker- und Kaufmannssiedlung befand und die Marienkirche das geistliche Zentrum einer Burgsiedlung gewesen sein könnte. Ein im 19. Jahrhundert noch erkennbarer Burghügel und die heutige Burgwallstraße lassen erahnen, dass die ehemalige Burg Brietzen sich unweit und östlich von St. Marien befunden haben muss.

Gut 50 Jahre nach Baubeginn der beiden Kirchen fließen die schriftlichen Quellen für Treuenbrietzen vergleichsweise reichlich. In ihnen lässt sich erkennen, dass die Grenzen der heutigen Altstadt wohl erst kurz vor dem Jahre 1300 abgesteckt worden sind und frühestens 1296 der Bau der Stadtmauer begann. In diesem Zusammenhang wurden gleichzeitig drei bis fünf umliegende Dörfer aufgelöst und deren Bewohner zur Aufstockung der Stadtbevölkerung in der Stadt angesiedelt. Im Einzelnen scheint es sich folgendermaßen abgespielt zu haben: Jeweils durch die herrschenden Markgrafen wurden der Stadt Brietzen 1290 die „Haidehufen“ verkauft und überlassen (wir wissen nicht, ob dazu eine dörfliche Siedlung gehörte), 1296 die Erlaubnis zum Bau der Stadtmauer gegeben (mit Gewährung einer zehnjährigen Steuerbefreiung), 1301 das Dorf Sernow verkauft und überlassen, 1313 ebenfalls das Dorf Darbrietzen und 1319 die Zusicherung gewährt, dass dort, wo einst die Burg stand, keine Burg mehr gebaut werden soll. Für das ebenfalls aufgelöste und eingemeindete Bu-

dorf liegt eine solche Urkunde nicht mehr vor und ebenfalls nicht für die sogenannten „neuen Hufen“, hinter denen sich eventuell ein ehemaliges Neuendorf verbergen könnte. Die das Dorf Sernow betreffende Urkunde von 1301 macht Ziel und Zweck der Erwerbungen sehr anschaulich deutlich:

„...daß wir unseren geliebten Bürgern der Stadt Brietzen ... das Dorf Sernow mit allen seinen Zugehörigkeiten, nämlich Äckern, Wäldern, Weiden und Wiesen und was sonst dazu gehört zu immerwährendem Besitze übereignet haben, so daß besagte Bürger die in dem genannten Dorfe errichteten Gebäude abreißen und das Dorf mit seinen erwähnten Zugehörigkeiten nach Stadtrecht immer besitzen sollen.“

Das heißt also, dass Brietzen erst durch ein erhebliches Anwachsen der Einwohnerzahl um das Jahr 1300 zu der Stadt wurde, wie sie für einige Jahrhunderte innerhalb der neu errichteten Stadtmauer existierte. Diese Stadtmauer sollte dabei die beiden bereits existierenden Kirchen in das Stadtareal einbeziehen. Dies gelang nur, indem beide Kirchen eine eher unübliche Randlage bekamen und die Stadt damit eine Größe, die sie für die geringe Einwohnerzahl von 1500–2000 Bürgern eigentlich nicht benötigte. Gäbe es sonst eine andere triftige Erklärung für die verschwenderische Breite der zentralen Großstraße? In allen vergleichbaren mittelalterlichen Städten herrschte in der Regel eine drückende Enge. Gleichzeitig dürfte die Stadt erst durch den Abriss der Burg und den Erwerb des Magdeburger Stadtrechts die volle rechtliche Souveränität erhalten haben. Somit wäre erwiesen, dass die Stadt Brietzen als Bauherr der Marienkirche nicht in Frage kommen kann. Wer aber gab sie dann in Auftrag und zu welchem Zweck wurde sie gebaut?



Grundriss St. Marien Treuenbrietzen;

Abbildung: Dehio Brandenburg, Deutscher Kunstverlag GmbH Berlin/München, Seite 1113



Baunaht, Übergang vom Feldstein- zum Backsteinbau

Eine mögliche Antwort führt zweifelsfrei zum Besitzer der 1220/30 noch bestehenden Burg und damit zum Herrn des gesamten Burgbezirks. Leider besteht für Treuenbrietzen keine Eindeutigkeit, wer zu diesem Zeitpunkt die landesherrliche Hoheit über dieses Gebiet innehatte. Während die ältere Mittelalterforschung die askanischen Markgrafen von Brandenburg favorisierte, geht die jüngere Forschung für die Zeit bis etwa 1250 weitgehend vom Magdeburger Erzbischof als Landesherrn aus. Brietzen wäre demnach zur anfänglichen Erbauungszeit von St. Marien noch Teil der erzbischöflichen Enklave um den Hauptort Jüterbog gewesen und der Erzbischof der Auftraggeber für diesen Kirchenbau. Welche Absicht verfolgte er mit dieser großen und sehr aufwändigen Kirche? Eine Art Burgkirche für wenige hundert Bewohner der Burgsiedlung? Gewiss unwahrscheinlich. Eine zentrale Kirche des gesamten Burgbezirks einschließlich aller umliegenden Dörfer? Schon wahrscheinlicher, zumal die Forschung für Teile der Fläminglandschaft für die ersten Jahrzehnte nach der deutschen Besiedlung solche zentralen Burgwardkirchen nachweisen konnte. Dies betrifft nicht zuletzt die sogenannte Dammkirche in Jüterbog, auch Marien- bzw. Liebfrauenkirche genannt. Dieser Kirche – ebenfalls in unmittelbarer Nähe der ehemaligen Burg gelegen – kam anfänglich die Funktion eines zentralen Gotteshauses für die Dörfer der Jüterbogener Region zu. Gleichzeitig wurde sie bereits 1173/74 mit Mönchen des Prämonstraten-

serordens besetzt und gut 100 Jahre später in ein Zisterzienserinnenkloster umgewandelt.

Ergibt diese Kombination aus Burgward- und Klosterkirche in der Dammvorstadt von Jüterbog die passende Schablone für die ursprüngliche Zweckbestimmung von St. Marien in Brietzen? Dies umso mehr, als aus architekturhistorischer Sicht immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass St. Marien eine Fülle von Stilelementen aufweist, wie sie eigentlich nur für Klosterkirchen typisch sind. Dazu zählt die auffällige und aufwändige Gestaltung der Fenster an der Hauptapsis. Zwei Reihen mit je fünf Fenstern finden sich in unserer Region nur noch an der Klosterkirche zu Lehnin. Der Grundriss von St. Marien zeigt ebenso, dass diese Kirche ursprünglich über zwei Nebenchöre verfügte, die durch eine Apsis jeweils nach Osten hin abgeschlossen wurden; ein Stilelement, das sich fast ausschließlich an Klosterkirchen findet. Bis ins 15. Jahrhundert hinein hatte die Kirche keinen Turm, wieder ein typische Merkmal von Klosterkirchen. In seiner ersten Bauphase – bis einschließlich des recht beachtlichen Querschiffes – wurde St. Marien aus sorgfältig behauenen Granitsteinen errichtet, ähnlich wie die 1226 fast zeitgleich geweihte Klosterkirche von Zinna. Überhaupt haben die dreigestuften Portale an den Querschiffen beider Kirchen eine verblüffende Ähnlichkeit.

Ist die Marienkirche in Treuenbrietzen ursprünglich also als Klosterkirche konzipiert und gebaut worden? Bisher wurde diese Überlegung



St. Marien Treuenbrietzen, Apsis

steinen. Wer mag diesen massiven Planwechsel beschlossen haben und zu welchem Zweck? Der Erzbischof? Warum sollte er seine ursprünglichen Pläne so radikal korrigieren? Oder ein inzwischen neuer Landesherr, der mit der Kirche und vor allem mit einer Stadtgründung völlig andere Pläne hatte? Auf alle Fälle werden der Weiterbau und die Vollendung der Kirche – allerdings bis nach 1450 noch ohne Turm – in die Jahre um/nach 1250 datiert.

Nun mag es ein Zufall sein, dass die historische Forschung den Übergang der politischen Herrschaft im Raum Treuenbrietzen aus der Hand des Erzbischofs in die Hände der brandenburgischen Markgrafen ebenfalls in die Jahre um/nach 1250 datiert. Die oben bereits genannte Urkunde von 1290 ist überhaupt die älteste erhaltene schriftliche Quelle, in der direkt und ausschließlich Anliegen der Stadt Brietzen verhandelt werden. Aussteller sind die brandenburgischen Markgrafen Otto und Conrad. Wie selbstverständlich ist darin die Rede von „unserer Stadt Brietzen“ („...civitati nostre Bryzenae...“). Nun wird den askanischen Markgrafen schon lange nachgesagt, dass sie in ihren Besitzungen nur sehr zögerlich und zurückhaltend Klostergründungen zuließen und das vor allem im Blick auf die Orden, die für ihre Klosterwirtschaft Grundbesitz benötigten, wie z. B. Benediktiner, Prämonstratenser und Zisterzienser.

So darf abschließend vermutet werden, dass sowohl die Baupause als auch der massive Planwechsel beim Bau von St. Marien ihre tieferen Ursachen im Herrschaftswechsel für den Burgbezirk Brietzen hatten. Ein sich dort etablierendes Kloster – das womöglich noch dem Erzbischof unterstellt und verpflichtet war – kann den politischen und stadtplanerischen Zielen der brandenburgischen Markgrafen nur im Wege gestanden haben. Schließlich stellte das neu erworbene Gebiet um Brietzen den südlichsten Zipfel ihrer Herrschaft dar und dies machte es strategisch notwendig, diese Stadt als eine Art wehrhafter Grenzburg auszubauen, sowohl gegen die erzbischöflichen Gebiete um Jüterbog als auch gegen die südwestlich gelegene Herrschaft der sächsischen Herzöge. Im benachbarten Jüterbog, wo weiterhin der Erzbischof die politische Macht ausübte, verblieb die Klosterkirche in der Dammvorstadt auf alle Fälle außerhalb der mittelalterlichen Stadtanlage.

Eine interessante Parallele findet sich im brandenburgischen Oderberg. Im Schutz der Burg bestand dort von 1231 – 1258 das Prämonstratenserkloster Gottesstatt. Wahrscheinlich fand auch diese Klostergründung ihr schnelles Ende im Zusammenhang mit der Stadtgründung. Für das Jahr 1259 wurde Oderberg erstmals „civitas“ genannt. —

im besten Falle nur vage angedeutet, da sich ansonsten keinerlei Hinweise und Belege für eine solche Zweckbestimmung finden ließen. Lediglich die sich östlich der Stadt lokalisierbar machende Flurbezeichnung „Klostermathen“ könnte ein zarter Hinweis darauf sein. Dennoch bleibt eine solche Annahme gewagt, weil sich zugleich eine Erklärung finden lassen müsste, warum dieser Klostergründung offenbar ein abruptes Ende bestimmt war und eine nur wenige Jahrzehnte währende Existenz.

Nach der Fertigstellung des Querschiffes muss es an St. Marien zu einer Bauunterbrechung und einem radikalen Planwechsel für den Weiterbau des sich anschließenden Kirchenschiffes gekommen sein. Während der ursprüngliche Bau in spätromanischer Weise eine Flachdecke für das Kirchenschiff vorsah, ging man jetzt in frühgotischer Weise zur Einwölbung der Kirche über und zum einheitlichen Weiterbau mit Ziegel-

HANS KRAG

Ein Projekt unter vielen Die Feldsteinkirche von Siethen

Dr. Hans Krag war viele Jahre
Vorstandsmitglied und
Regionalbetreuer des Förderkreises Alte
Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Wenn man heute als langjähriges aktives Mitglied des Förderkreises Alte Kirchen über Land fährt, kann man bei vielen Dorfkirchen sagen: Auch hier hat der Förderkreis geholfen, eine Wegmarke gesetzt, und ein schönes Gefühl für den geleisteten Beitrag und die Erinnerung daran kommt auf. Da ist der ehrenamtliche Einsatz nicht verpufft, sondern lebt in seinem Arbeitsergebnis für alle sichtbar weiter.

Zum Beispiel Siethen (Teltow-Fläming)

Die einfache Feldsteinkirche des Dorfes aus dem 13./14. Jahrhundert wurde 1375 erstmals erwähnt. Das Dorf wechselte mehrmals die Besitzer und die neuen Patrone renovierten oder veränderten Bau und Einrichtung nach ihrem Geschmack. Wichtig ist der Renaissance-Altar von 1616, der von den Familien von Stüsseln und von der Gröben gestiftet wurde. 1724 wurde die Turmuhr gestiftet, 1882 die Orgel. 1914/15 wurden Apsis und Sakristei ange-



Dorfkirche Siethen; Fotos: Hans Krag

baut – Mäzen war die Familie von Badewitz. Der Taufengel aus dem 18. Jahrhundert schwebt nicht mehr frei im Raum, sondern blickt von der Ostwand auf die Taufe herab. Theodor Fontane hat diese Kirche besucht und fand an ihr, wie auch an dem Dorf, nichts Besonderes: „Siethen hat nur ein märkisches Durchschnittsansehen“. Aber er erwähnt ausführlich die Wappenschilde an der Empore, die die Wappen der mit den von Schlabrendorfs verwandten Familien zeigen – alle bekannten Familien Brandenburgs sind dort vertreten. Außerdem interessierten ihn viele historische Grabstätten auf dem Friedhof – nicht aber der Kirchenbau selbst. Wahrscheinlich war zu Zeiten des Fontane-Besuches die Gedenktafel für den Grenadier Friedrich Carl Paulick noch nicht angebracht, der „im Treffen von Spichern am 6. August 1870“ gefallen war. Damals jagten ehrgeizige und ruhmsüchtige Generale ihre Soldaten die Anhöhe von Spichern über Saarbrücken hoch und vertrieben die Franzosen, die Moltke eigentlich in Saarbrücken hatte einkesseln wollen. Tausende Soldaten mussten nun noch sterben, bis die Einkesselung schließlich in Metz gelang. Heute kann man im Halbdunkel des Waldes von Spichern einige Denkmäler finden, wie sie die Regimentskameraden früher für ihre Gefallenen errichtet haben. Darunter ist auch das Denkmal für das Regiment unseres Siethener Grenadiers. Die Inschrift lautet: „Grenadier Regiment Prinz Carl von Preußen, 2. Brandenburgisches Nr. 12, Krieg 1870/71, 22 Offiziere, 38 Unteroffiziere, 468 Mannschaften.“ So etwas hätte den Kriegsberichterstatter Fontane sicherlich interessiert.

2008 wandte sich der gerade gegründete Förderverein „Siethener Dorfkirche“ mit einer Alarmmeldung an den Förderkreis Alte Kirchen: Der

*Denkmal für die Gefallenen des „Grenadier
Regiments Prinz Carl von Preußen“ auf dem Schlachtfeld
von Spichern*



Turm der Siethener Kirche war nicht mehr standfest, die Glocken durften deshalb nicht mehr geläutet werden und eine bauaufsichtliche Schließung wurde erwogen. Die für die Instandsetzung benötigten Mittel (125.000 Euro) konnten aus eigener Kraft nicht beschafft werden. Nun war Fantasie gefragt, und der Siethener Verein zeigte sich einfallreich. 2009 wurde eine Lesung über die Dorfgeschichte organisiert, bei der die alten Siethener Familien in der Sitzordnung von 1915 (jeder hatte seinen Stammpplatz) Platz nahmen. Die Kirche war nicht nur überfüllt sondern nun auch im Gespräch: Die Stadt Ludwigsfelde (zu der Siethen mittlerweile gehört) sagte 30.000 Euro an Finanzhilfen zu. Ein lokaler Jäger spendete 2 geschossene Frischlinge, die der lokale Gastwirt zu Suppe verarbeitete und zu Gunsten des Kirchturms verkaufte. 2009 sandte ein befreundeter Lions Club aus der Region Darmstadt eine Spende, und einige Klubmitglieder informierten sich persönlich über die Situation. Dabei gab es ein West-Ost-Treffen an Stehtischen vor der Kirche; die Siethener spendierten dazu Kaffee und Kuchen und auf dem Bauernmarkt gegenüber der Kirche konnten die Wessis lokalen Honig und anderes einkaufen. Die Gespräche mit den Einheimischen über alles und jedes waren für die angereisten Südhessen sicher sehr aufschlussreich. Im Dezember 2009 wählte der Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen die Siethener Kirche zu seiner „Dorfkirche des Monats“ und verschaffte ihr landesweite Aufmerksamkeit.

Im Januar 2010 vermittelte der Förderkreis die Kölner Organistin Melanie Noske-Herzog für ein Benefizkonzert nach Siethen. Sie spielte mehrere verhältnismäßig unbekannte Stücke, so dass man bei Pausen nicht wusste, ob es das Ende eines Stückes war oder nur eine Satzpause. Wir verabredeten daher eine vergnügliche Zeichensprache: einer saß neben dem Altar und blickte zur Empore, während die Zuhörer ja in Richtung Altar schauten. Hob die Organistin den Arm, begann der Claqueur neben dem Altar mit dem Beifall, und die Gemeinde fiel ein... Weitere Veranstaltungen, wie z. B. die Eröffnung des Brandenburgischen Dorfkirchensommers, ein Benefiz-Fußballspiel, organisierte Wanderungen, Kuchenverkauf, eine Spende der „Kristalltherme Ludwigsfelde“ und schließlich auch Zuschüsse von der Sparkassenstiftung und kirchlichen Organisationen brachten endlich das für die Sanierung benötigte Budget zustande, das inzwischen auf 200.000 Euro angewachsen war. Am 27.11.2011 konnte die Kirche wieder eingeweiht werden und ist nun ein Schmuckstück im Dorf. Diese Leistung sollte man mit zwei Namen verbinden: Frau Yvonne Wendtland, Leiterin des lokalen Fördervereins und Herrn Pfarrer Peter Collatz mit seinem nimmermüden Einsatz für Kirche und Gemeinde. Am 31. Dezember 2013 löste sich der Förderverein schließlich auf – es war geschafft. Zurück bleiben die Erinnerungen der Beteiligten. Auch beim Förderkreis Alte Kirchen, für den das Projekt nur eines unter vielen ist. —



Innenraum der Siethener Dorfkirche mit barocker Ausstattung



KLAUS GOEBEL

Raphael von Lindenhain

Ein Engel, der verschwand, wiederentdeckt wurde und darauf wartet, repariert und wieder unter die Decke gehängt zu werden

Prof. Dr. Klaus Goebel ist Historiker. Über viele Jahre begleitete er die von ihm durch die Gründung eines Fördervereins angestoßene Sanierung der Kirche St. Marien in Boitzenburg (Uckermark) durch Einwerbung von Spendenmitteln.

Ich heiße Raphael von Lindenhain. Eigentlich nur Raphael, manchmal Rafael geschrieben. Ich bin in Lindenhain zu Hause, deshalb der Familienname. Das Dorf kennst du nicht. Es liegt irgendwo in Brandenburg.

Ich bin kein Mensch, sondern ein Engel. Engel kann man gewöhnlich nicht sehen, sondern von ihnen nur hören oder lesen. Zum Beispiel von der Menge der himmlischen Heerscharen in der Weihnachtsgeschichte, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens.

Mich aber kann man sehen. Man kann mich anfassen und befühlen. Ich bin im Jahre 1702 auf die Welt gekommen. Die Vorgeschichte war folgendermaßen: An einem warmen Sommertag sind damals die Leute nach dem Gottesdienst noch vor der Kirche in Lindenhain stehen geblieben, um sich zu unterhalten. Frau Elisabeth Kühn sagt zu ihrem Mann Oskar: Bald wird unsere Enkelin Mag-

dalene getauft. Ich hätte mir so sehr gewünscht, den Engel zu sehen, der sie ihr ganzes Leben begleiten soll.

Oskar Kühn antwortet:

In Freyestock habe ich einen Engel gesehen, der durch die Kirche schwebte. Seiner Frau Elisabeth bleibt vor Erstaunen der Mund offen stehen, so dass sie nicht antworten kann. Sie schüttelt nur den Kopf und schaut ihren Mann an. Der ruft laut zur Kirchentür hinüber, wo sein Freund Paul Schulze steht: Paul, komm mal her! Beide sind sie Schreinermeister und manchmal gemeinsam unterwegs, um neue Fenster einzusetzen, Türen zu reparieren und andere Holzarbeiten durchzuführen.

Paul, weißt du noch, wie in Freyestock der Engel durch die Kirche schwebte?

Ja, der Engel mit dem grünen Kleid. Seine Flügel waren weiß und auf dem Kopf trug er goldene Haare.

Paul, das musst du mir näher erklären, ruft Frau Kühn so aufgeregt, dass einige Leute in der Nähe aufmerksam werden. Sie treten hinzu und hören die Geschichte, die Oskar Kühn und Paul Schulze erzählen.

In der uralten schönen Kirche von Freyenstock war vor dem Altar ein Engel aus Holz an der Kirchen-
decke aufgehängt worden. Bei einer Taufe lässt der Küster den Engel an einer eisernen Kette herunter-
schweben. Der Pastor füllt aus dem großen Tauf-
stein die Taufschale, die der Engel in Händen hält,
mit Wasser und tauft das Kind im Namen des Vaters
und des Sohnes und des Heiligen Geistes, benetzt
das Köpfchen mit etwas Wasser, das über die Stirn
herunter tropft und trocknet die Stirn mit einem
weißen Tuch. Das Kind liegt in den Armen seines
Vaters. Drum herum stehen die Mutter, die Paten-
tante und der Patenonkel und ein kleines Mäd-
chen. Das ist von ganz hinten in der Kirche nach
vorn gelaufen, um alles besser zu sehen. Darüber
schwebt der von der Decke herabgeholte Engel und
sieht ebenfalls zu. Der Pastor spricht zum Kind,
das seinen Mund etwas verzieht, als ob es weinen
wolle: Gott hat seinen Engeln befohlen, dass sie
dich auf allen deinen Wegen behüten.

Ja, wir sind dabei gewesen, erzählt Oskar Kühn
weiter. Er hatte mit Paul Schulze drei Tage lang
die Kirchenfenster repariert, die ein Sturmwind
beschädigt hatte.

Solch einen Taufengel hier bei uns zu haben,
wäre doch schön, sagt Frau Kühn und blickt auf
die Kirchentür, die der Küster gerade schließt.



*Taufengel in der Dorfkirche Dobberzin
(Uckermark; Foto: BLDAM)*

Aber der kostet Geld, sagt ihre Nachbarin, Frau
Hahnwetter, den können wir nicht bezahlen,
wenn er schön geschnitzt und bunt angestrichen
werden soll. Und erst die goldenen Haare. Unbe-
zahlbar. Ob der Gutsherr, der Herr von Beerfeld,
ihn bezahlen würde, der drüben im kleinen Schloss
wohnt und schon fünf Kinder hier hat taufen las-
sen?

Die Leute beschließen, Oskar Kühn und Paul
Schulze in den nächsten Tagen nach Feierabend



Taufengel in der Dorfkirche Felchow; Foto: BLDAM



*Taufengel in der Dorfkirche Hohenselchow
(Uckermark; Foto: BLDAM)*

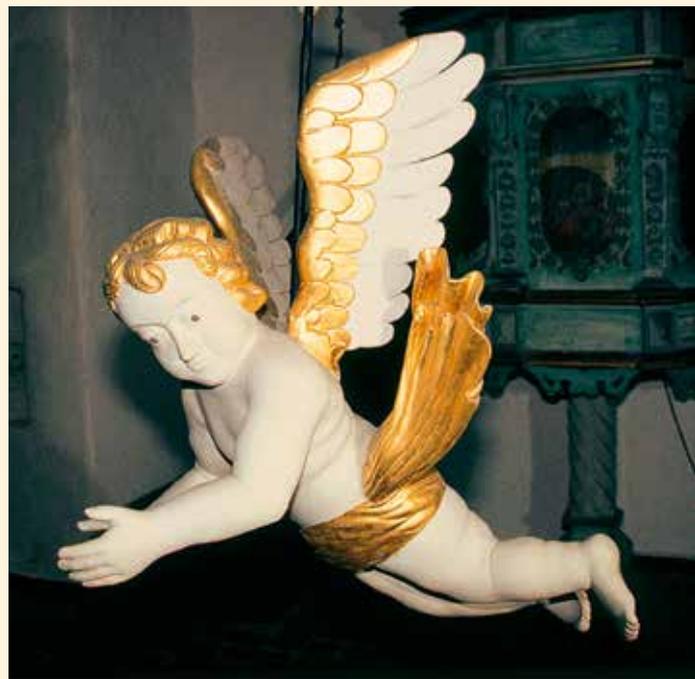
zu Herrn von Beerfeld zu schicken. Dem gehören die größten Felder und viele Wälder und er besitzt deshalb auch das meiste Geld.

Am Sonntag darauf treffen sich alle nach der Kirche wieder. Auch der Gutsherr ist da, tritt zu ihnen und sagt: Ich bin einverstanden und will das meiste bezahlen. Wer von euch ein paar Taler dazu legen will, möge das tun. Ich weiß auch einen Holzschnitzer, der oderabwärts in der Neumark lebt, in dem Städtchen Tauchnitz. Den will ich fragen, ob er einen schönen Taufengel schnitzt.

Gesagt, getan. Ein Jahr später, man schreibt das Jahr 1702 und der Oderfluss ist drei Monate vereist gewesen, hatte der berühmte Holzschnitzer Jochem Heinrich Mette mich vollendet. Ich bin aus Lindenholz geschnitzt. Das ist weich und empfindlich. Du brauchst mich nur mit einem Messer zu kratzen – au! – schon hast du einen Holzspan in der Hand.

Der Kunstmaler Christoph Moldenhauer, ein guter Freund von Schnitzmeister Mette, hatte mich wunderbar bemalt und ich trug ein grünes Gewand wie mein Kollege in Freyenstock. Nur meine Haare waren braun, nicht goldgelb. Damit man nicht jeden Fliegensch... sieht, hatte der Maler gesagt.

Es war ein feierlicher Gottesdienst, als ich eingeweiht wurde. Alle die Bauern und Kossäten mit Feiervesicht sangen „Jesus meine Zuversicht“. Herr und Frau von Beerfeld ließen an diesem Tag ihr sechstes Kind taufen. Barbara Elisabeth Dorothea Wilhelmine, genannt nach Großmüttern und Patentanten. Gerade als der Pastor „Amen“ sagte,



*Taufengel in der Dorfkirche Walddrehna
(Dahme-Spreewald); Foto: BLDAM*

setzten sich zwei Fliegen auf meinen Kopf. Aber man sah hinterher nichts, ich hatte ja so dunkle braune Haare.

Schöne Jahre erlebte ich im Dorf Lindenhain. Schöne Jahre, wirklich. Wenigstens vorläufig war alles schön. Die Beerfelds ließen ihr siebtes, achttes und neuntes Kind taufen, die vielen Vornamen habe ich vergessen, ein Mädchen hieß jedenfalls



Taufengel aus der Dorfkirche Wismar auf dem Operationstisch; Foto: Werner Ziems

Mimi, was eine Abkürzung von Wilhelmine bedeutete. Kühns und Schulzes wurden Großeltern. Immer wurde ich von der Decke herabgelassen.

So verging die Zeit. Die Enkel der Kühns und Schulzes wurden selbst Großeltern und freuten sich über deren Taufe. Doch irgendwann, viele Jahre später, so um 1890 herum, kam ein neuer, strenger Pfarrer nach Lindenhain, Friedrich Wilhelm Kannegießer. Als der mich das erste Mal sah, verdrehte er nur die Augen: Dieser kitschige alte Engel muss raus aus der Kirche! sagte er zum Küster. Der wollte zwar widersprechen, traute sich aber nicht so richtig. Traurig nahm er mich ab und brachte mich auf den Kirchenboden, wo er

mich sorgfältig hinter einem Stapel überflüssiger Dachlatten versteckte.

So wurde ich auf dem Dachboden meiner Kirche vergessen. Regelrecht vergessen, als ob ich nicht mehr da gewesen wäre. Verschwunden und weg. Nur die Kirchenmäuse schnupperten ab und zu an meinem Gesicht herum, was jedes Mal ziemlich kitzelte. Die Schwalben, die Krähen und die Eulen, die ab und zu durch den Dachboden flogen und die Katzenkinder vom Kater Lolo, Katzenenkel, Urenkel und Enkelkel mit vielen Ur davor erzählten mir, was in den nächsten Jahren und Jahrzehnten draußen passierte. Hätte der Malermeister Christoph Moldenhauer mich nicht mit Öl

getränkt und nicht so gute Farben verwendet, wer weiß, ob ich nicht verfault wäre. Aber er war ein guter Meister und wusste, dass Farben und Öl auf dem Holz die Feuchtigkeit abhalten konnten.

Niemand von den Vögeln und Mäusen, die mich besuchten, hat mir übrigens sagen können, wie viele Jahre das genau waren. Auch ich selbst habe nie rechnen gelernt und weiß nur, wie mein Meister sagte, als er mich fertig hatte: Nun, Rafael, du bist ein schönes und teures Stück. Jetzt will ich mal berechnen, wie viel du kostest. Und Herr Jochem Heinrich Mette konnte rechnen. Rechnen konnte der, vor allem, wenn Geld zum Abzählen auf dem Tisch lag!

Es war im Jahre 2017, als wieder einmal mehrere Menschen auf den Dachboden kletterten und mich besichtigten. Ich weiß das Jahr deshalb, weil einem von ihnen ein Exemplar der „Märkischen Neuesten Nachrichten“ aus der Tasche fiel. Da wusste ich: es ist 2017.

Nun also bin ich entdeckt. Wie das kam, ist rasch erzählt. Eines Tages kam der neue Pastor mit fünf Konfirmanden auf den Dachboden. „Eine Entdeckungsreise machen“ nannten sie das. Oho! rief der neue Pastor, da steckst du also. Und er erzählte den Konfirmanden, sie hießen Helena, Sophie, Joschi, Jan und Max, er hätte in alten Kirchenpapieren gelesen, früher sei in der Kirche ein Taufengel unter der Decke aufgehängt gewesen, der jedoch längst verschwunden, vielleicht gestohlen oder verkauft worden sei. Oder weggeflogen, sagte Jan, der gern einen Witz machte. Alle lachten, der Pastor sogar ziemlich laut.

Die alte Eule im Kirchturm, die tagsüber schlief, hörte von all dem nichts. Erst als der Pastor sagte: Kinder, wir lassen ihn reparieren und hängen ihn wieder auf, was meint Ihr dazu?

und alle fünf im Chor schrien: Jaaaah! da erst öffnete die Eule ihr rechtes Auge ein bisschen und kuckte ziemlich ärgerlich. Solch einen Krach war sie nicht gewöhnt. Alle Mäuse würden davor weglaufen, die die Eule doch so gern gefangen hätte.

Vielleicht gibt uns jemand Geld, sagte der Pastor weiter. Aber er sprach mehr zu sich selbst, weil die Konfirmanden ihm das ja nicht geben konnten und es sich vielleicht auch lieber für sich, ihre Räder und Smartphones wünschten. Vielleicht gibt uns der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg Geld dafür oder die Deutsche Stiftung Denkmalschutz oder die KiBa-Stiftung oder eine Ministerin des Landes oder sogar ein zur Zeit noch Unbekannter, der mit seinen Euros andern eine Freude machen will, dachte der Pastor laut vor sich hin. Denn er hatte alle diese Namen einmal gelesen, als er früher schon überlegte, wie man endlich die Kirchenfenster dicht kriegen könnte. Irgendwo hatte jeder von denen schon einmal geholfen.

Und wer gibt uns das Geld? fragte Max, denn der Pastor hatte laut gedacht. Wenn du es nicht weißt, weiß ich es auch noch nicht, antwortete der Pastor, lächelte ein bisschen und schüttelte den Kopf. Max lächelte ein bisschen zurück, schüttelte den Kopf aber nicht. Er hatte eine Idee, verriet sie aber nicht.

Wie es weiter geht, weiß ich nicht. Aber ich bin entdeckt, wiederentdeckt und finde es schön, dass man als Engel nicht vergessen worden ist, auch wenn es in all den Jahren ziemlich einsam war und mir die Krähen, Eulen und Kirchenmäuse keine Menschen ersetzen konnten, für die mich der Meister Mette aus Tauchnitz doch einmal geschnitzt hatte, damals. —



Taufengel aus der Dorfkirche Zollchow im Depot des Prenzlauer Museums vor der Restaurierung; Foto: Bernd Janowski

CHRISTIAN MODEHN

Theodor Fontanes und seine (unsere) Dorfkirchen in der Mark Brandenburg Hinweise und Vorschläge

Christian Modehn, katholischer Theologe und Philosoph, arbeitet als Journalist. Er ist Gründer und Initiator des Religionsphilosophischen Salons Berlin. Sein Beitrag erreichte die Redaktion als Reaktion auf Beiträge in unserer Broschüre „Offene Kirchen“ 2019.

Was wäre die Mark Brandenburg ohne ihren „märkischen Wanderer“, ohne Theodor Fontane? Er hat den Menschen dort Selbstbewusstsein, vielleicht sogar Stolz, vermittelt. Die Mark Brandenburg ist für ihn eben keine öde Gegend am Rande der Kultur. Ihre Orte und Städtchen sind zwar nicht von „überwältigender Schönheit und Pracht“, wie Fontane etwa im Blick auf Italien und Rom bemerkte. Aber es ist die Stille, die Schlichtheit, die Bescheidenheit des Lebens, die Erinnerungen an die Kultur einst, es ist Natur, „diese Landschaft!“, die Fontane so mochte. So dass er – der Sohn eines Hugenotten – sagen konnte: Diese so auf den ersten Blick eher anspruchslose Mark Brandenburg ist auch meine Heimat, so sehr er an Berlin auch gebunden blieb. Wenn sich heute die (auch „zugereisten“) Berliner für die Mark begeistern, sich dort (zeitweise) niederlassen und alte Dörfer „beleben“: Dann wirkt da wohl immer noch unterschwellig die Hochschätzung Fontanes für diese Region weiter.

In seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, begonnen 1859, in Büchern publiziert von 1862 bis 1889, stehen – neben den Schlössern und Herrenhäusern, den Seen und den Klosterruinen – die noch erhaltenen Kirchen im Mittelpunkt vieler Berichte. Und ihre Pastoren sind oft die besten Kenner der Ortsgeschichte. Davon hat der Wanderer sehr profitiert. Das alte Dorf-Pfarrhaus mit dem oft gebildeten Pastor hat Fontane noch erlebt, auch wenn er genau weiß, dass es mehr konservative und nur einige mutige, vorwärts denkende Pastoren gibt: Sie lösen sich langsam aus der Bindung der Kirche an die wilhelminische Monarchie, die ja tatsächlich eine Abhängigkeit vom konservativ-national bestimmten Staat war. Eine Bindung, die über das Ende der Monarchie bis in die Weimarer Republik unerfreulich weiter dominierte!

Man denke aber auch an die sympathische Gestalt des Pastors Lorenzen, der schon Ende des 19. Jahrhunderts mit sozialen, „linken“ Ideen sympathisiert. Er zweifelt an der Gültigkeit der Maxime der Konservativen: „Was einmal galt, soll immer gelten“ „... Eine neue Zeit bricht an. Ich glaube, eine bessere und glücklichere“, so Lorenzen im Roman „Der Stechlin“. Der selbst eher dem



Bildnis Theodor Fontane (1883) von Carl Breitbach, Öl auf Leinwand; Privatbesitz
(Foto: Bettina Paßmann-Möbis / www.be-pictured.de)

Konservativen zuneigende Fontane war im Alter eben doch so liberal, dass er voller Sympathie diesen Pastor förmlich zu einer Hauptperson seines letzten großen Romans machte ...

Unter den vielen Themen, die im Fontane-Jahr 2019 dokumentiert und debattiert wurden, finde ich die Frage wichtig: Welche Bedeutung haben die Kirchen in den Dörfern der Mark Brandenburg, für Fontane damals, aber vor allem: für die Gegenwart und Zukunft? Über „Fontanes Umgang mit alten Kirchen“ hat Prof. Hubertus Fischer, Ehrenpräsident der Theodor Fontane Gesellschaft, einen einführenden Aufsatz verfasst in dem Jahreshft „Offene Kirchen 2019“.

Hubertus Fischer zitiert Fontane: „Nur unsere Dorfkirchen stellen sich uns vielfach als Träger unserer ganzen Geschichte dar und die Berührung untereinander zur Erscheinung bringend, besitzen sie und äußern sie den Zauber historischer Kontinuität“. Der Autor weist darauf hin, wie sehr Fontane sich auseinandersetzte mit den Architekten, die alte Dorfkirchen einfach abrisen und neue „Basilika-Kirchen“ bauten. „Sie haben mit der (langen) Vergangenheit gebrochen... sie sind eine „Schale ohne Kern“. Der Eindruck des Mittelalterlichen, des Erhabenen, sollte geweckt werden. Kirchenarchitektur als Beispiel für Herrschaftsideologien.

Und der aus der reformierten, also eher „bilderfeindlichen“ Tradition stammende Fontane kann es gar nicht verstehen, wie denn aus einem gewissen anti-katholischen Geist Objekte und Gemälde aus den alten, einst ja katholischen Kirchen entfernt werden. „Ein von Borniertheit eingegebener Anti-katholizismus ist mir immer etwas ganz besonders Schreckliches gewesen.“

Nach der Wende wurde erst allgemein bewusst und bekannt, in welchem miserablen baulichen Zustand hunderte von Dorfkirchen in der Mark Brandenburg waren. Dem Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. ist es seit vielen Jahren gelungen, Kirchen vor dem Verfall zu bewahren, sie zu renovieren, die Kunstwerke dort zu retten. Auch in den Dörfern selbst haben Initiativen der Bürger dafür gesorgt, ihre Kirchen – oft die einzigen Zeugen der lokalen Geschichte – vor dem Verfall zu bewahren. So entstanden in „umgewandelten“ Kirchen Orte der Begegnung, der Kultur.

Aber: In vielen Dörfern nimmt die Anzahl der Einwohner ständig ab: Wer kümmert sich dann noch um die mit viel Mühe und viel Geld umgewandelten Dorfkirchen? Wer will sie nutzen? Wo sollen die Teilnehmer möglicher Veranstaltungen herkommen?

Natürlich gibt es viele Beispiele für Kirchengebäude, die kreativ genutzt werden, als „Hörspielkirche“ etwa oder als „NABU-Kirche“ oder als Vortragsort. Hinsichtlich der Nutzung umgewan-



Kaffeetafel nach dem Kirchenkonzert in Neuendorf (Barnim); Foto: Bernd Janowski

delter Kirchen hat die Phantasie viel Raum, wenn denn das nötige Geld vorhanden ist.

Ganz andere Probleme ergeben sich, wenn man fragt: Was wird langfristig aus den nun zum Teil aufwendig renovierten Kirchen auf den Dörfern, die immer seltener als Stätten des Gottesdienstes, der Meditation, der Segnungen von Ehepaaren, der Bestattungen usw. genutzt werden? Bernd Janowski, Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen, hat in der Broschüre „Offene Kirchen 2019“ einen Aufsatz zu dem Thema verfasst: „Das Problem besteht in der Frage, wer in zehn oder zwanzig Jahren überhaupt noch in diese Kirchen hineingeht. Bereits heute gibt es nicht wenige Dorfkirchen in den berlinfernen Regionen, die nicht mehr oder nur äußerst sporadisch gottesdienstlich genutzt werden.“ Die Gemeindemitglieder sind sehr oft überwiegend ältere Menschen, die in einer „Diaspora“ leben, wo nur ca. 15 Pro-

zent der Bevölkerung evangelisch sind. Die Zahl der Katholiken ist noch viel kleiner.

Es wäre eine ziemliche Katastrophe, wenn etwa die mühsam und kostspielig renovierten Dorfkirchen nach etlichen Jahren des Ungenutzenseins der Vernachlässigung und damit dem langsamen Verfall preisgegeben werden müssten.

Sicher wird man da nur weiterkommen, wenn man auch theologisch Neues wagt, selbst wenn dies einigen Konservativen nicht gefällt. Wie sieht denn die ökumenische Zusammenarbeit aus? Damit meine ich nicht, dass in den evangelischen Dorfkirchen gelegentlich katholische Messen von den wenigen durchreisenden Priestern gelesen werden. Warum ist es nicht möglich, die wenigen Katholiken, oft „treue Kirchgänger“, einzuladen, an den evangelischen Gottesdiensten am Sonntag teilzunehmen, dann wäre der Kreis der Gottesdienst-Gemeinde nicht nur größer, es könnte auch ein weiterer Austausch stattfinden. Und Ökumene praktisch werden. Dass da die katholische Kirchenleitung Bedenken hat, ist klar. Aber die Gemeinden könnten sich kreativ über Bedenken und Verbote auch hinwegsetzen ... um des Glaubens willen.

Was spricht dagegen, in den Kirchen selbst wochtags Gesprächskreise anzubieten, mit einem kleinen Café in der Kirche selbst? Man sollte sich von dem Gedanken befreien, Kirchengebäude nur für „sakrale“ oder „hochkulturelle“ Veranstaltungen (Konzerte etc.) zu gebrauchen. Kirchengebäude sind spirituelle und menschliche Lebensräume.

Wie könnte man die vom Dorf begeisterten Berliner gewinnen, sozusagen „ihre Dorfkirche“ zu adoptieren? Warum könnten nicht Künstler und Musiker, Schauspieler und Politiker, sofern sie denn spirituell bewegt und kompetent sind, in „ihren“ adoptierten Dorfkirchen Veranstaltungen organisieren, vielleicht auch spirituelle Übungen, Meditationen, Yoga, Zen, Lektürekurse der Bibel und anderer Schriften? Wenn man sich auf das uralte und überholte Modell fixiert: „Ein Pfarrer und seine Kirche“, wird man nicht weiterkommen. Menschen und Gruppen, die ihre Dorfkirche adoptieren, könnten auch Verantwortung übernehmen und die Kirche offen halten, selbst wenn sie nur an den Wochenenden im Dorf wohnen.

Mit anderen Worten: Nur neue Experimente, also Übertragung von Verantwortlichkeiten an Laien über die Pfarrer hinaus, werden die vielen Kirchengebäude auf den Dörfern retten, also als lebendige Gebäude bewahren. Aber im letzten geht es doch gar nicht nur um die Kirchen als Gebäude: Es geht um die Bewahrung und Weiterentwicklung der ländlichen Tradition, der Religion, auch der kirchlichen und sozialen Gemeinschaft in den Dörfern. Es geht um die Pflege und Entwicklung einer demokratischen Kultur. Auch und gerade in den Kirchen.

Die privatisierte Dorfkirche in Briest (Potsdam-Mittelmark); Foto: Bernd Janowski





Herbst in der Uckermark: Die Dorfkirche Fergitz; Foto: Bernd Janowski

Dies lässt sich mit dem alten Denken wohl kaum mehr garantieren. Wenn es schon weniger Dorfpfarrer gibt: Warum könnte die Kirche nicht den neuen Beruf eines „Dorf-Moderators“ realisieren, also junge Frauen und Männer ansprechen, die auf dem Dorf für die „Belebung“ der Kirchengebäude und des soziokulturellen Lebens sorgen? Sie könnten in den alten, dann renovierten Pfarrhäusern wohnen und ihre Kirchen spirituell-religiös „be-spielen“, wie man so gern sagt.

Aber eben nicht nur „religiös“: Denn bekanntermaßen sind ca. 80 Prozent der Bewohner in der Mark Brandenburg kirchlich „nicht gebunden“. Sind sie aber alle kämpferische Atheisten? Wohl kaum. Es sind die kirchlich kaum wahrgenommenen Menschen, die auf eigene Art ihr Leben gestalten, suchend, fragend, wie auch immer. Oder die sich bescheiden mit dem Alltäglichen zufrieden geben, oft resigniert, oft voller Wut, falls sie nicht sogar auf die Sprüche der AfD hereinfallen.

Mit diesen Menschen gilt es in den Dörfern und in den Dorfkirchen Gespräche und gemeinsame Aktionen zu organisieren. Dafür werden die neuen „Moderatoren der Dörfer“ gebraucht. Und sie sollten alle diese Menschen, die, oft mit dem Gefühl der Einsamkeit, des Vergessenseins, des Verlorenenseins, am Rande der Kirche und der Gesellschaft stehen, einladen: In diese Kirchen zu kommen als Orten, in denen sie Gemeinschaft finden. Ob getauft oder nicht, ist völlig egal. Es gilt allein die „jesuanische Großzügigkeit“. Selbstverständlich sind auch Atheisten willkommen, auf der Suche nach Gesprächen, die ver-

nünftig gestaltet werden, also ohne Dogmatismus auf beiden Seiten. Ich weiß, ich mute der Kirche vieles zu. Aber nur wenn sie über ihren Schatten springt, den Schatten der Dogmen und des permanenten (finanziellen) Machterhalts, wird sie mit weniger Schatten und weniger Angst den Weg in eine neue Zukunft finden zugunsten der Menschen.

Vielleicht sind also die Dorfkirchen, diese neuen Orte der geistvollen Kreativität, die Ausgangspunkte für eine Kirchenreform. Dies ist natürlich angesichts der real existierenden Kirchenbehörden eine Utopie. Aber können wir ohne Utopien leben?

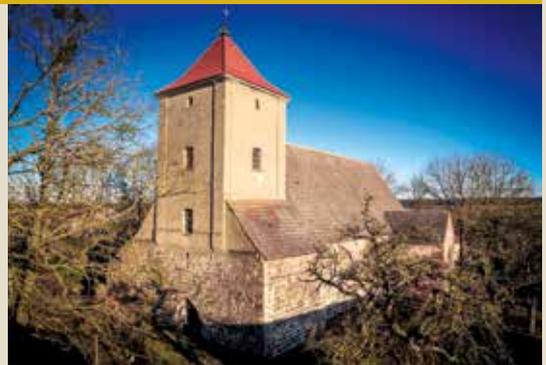
Nebenbei gesagt: Theodor Fontane war stets ein kritischer spiritueller Mensch: „Ich persönlich kenne keinen Menschen, habe auch nie einen kennengelernt, der den Eindruck eines Vollgläubigen auf mich gemacht hätte“. (Maximilian Harden über Theodor Fontane 1898, in : Deutsche Abschiede, München 1984, S. 247.)

Zu meinem Vorschlag der Gründung ökumenische Gemeinden auf den Dörfern: Es ist ermutigend, dass sich – nach Abschluss dieses Manuskriptes – Anfang Januar 2020 der evangelische Landesbischof Ralf Meister (Hannover) und der katholische Bischof von Hildesheim, Heiner Wilmer, gemeinsam ausdrücklich für ökumenische Gemeinden zumal in der „Diaspora“ und auf den Dörfern ausgesprochen haben. Dieser Vorschlag verdient weite Beachtung und sollte nicht gleich wegen des offiziell katholischen Widerstandes konservativer Bischöfe ad acta gelegt werden. —

Wir geben alten Kirchen Zukunft Stiftung Brandenburgische Dorfkirchen



Vor wenigen Jahren noch gab es für die Dorfkirche in **Landin** (Havelland) kaum Hoffnung. Der über etliche Jahre ungenutzte Fachwerkbau aus dem frühen 18. Jahrhundert war in Schieflage geraten und drohte einzustürzen. Durch die Initiative eines Fördervereins und Dank der Einwerbung von EU-Mitteln aus dem LEADER-Programm ist es gelungen, das Kirchengebäude weitgehend instand zu setzen. Nach der Fertigstellung von Restarbeiten soll es als „Kunst- und Kulturkirche“ offen für vielfältige Aktivitäten geöffnet sein. In **Stegelitz** (Uckermark) bestand ebenfalls Einsturzgefahr für die mittelalterliche Feldsteinkirche. Der marode Dachstuhl lag bereits auf den Gewölbekappen und hatte gefährliche Risse verursacht. Auch hier war es ein Verein, der eine dringend nötige Notsicherung erfolgreich anmahnte, Förderanträge stellte und Spenden sammelte. Eine umfangreiche Sanierung in Stegelitz steht noch aus,



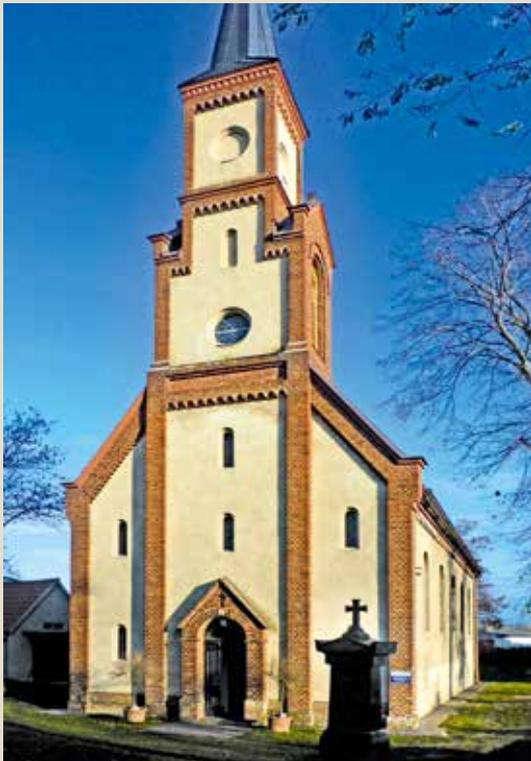
Dorfkirche Stegelitz (Uckermark); Foto: Andreas Winter

aber der drohende Verlust ist abgewendet. Ebenfalls ausgelöst durch das Engagement vor Ort konnte die Dorfkirche **Butzow** (Potsdam-Mittelmark) saniert werden (Siehe dazu den Beitrag in diesem Heft).

Dies sind drei Projekte, bei denen unsere Stiftung Brandenburgische Dorfkirchen (SBD) helfen konnte.

Diese eigene Stiftung hat der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. im Juli 2008 gegründet. Die Erträge daraus fließen ausschließlich in Projekte des Förderkreises zur Instandsetzung brandenburgischer Dorfkirchen ein. Partner bei diesem Projekt war von Beginn an die EKD-Stiftung zur Bewahrung Kirchlicher Baudenkmäler (KiBa) in Hannover, die uns die aufwändige Verwaltungsarbeit abnimmt.

Das zugestiftete Kapital darf selbst nicht angestastet werden. Nur ihre Zinserträge sorgen langfristig dafür, dass die Kirche im Dorf bleibt. Dadurch kann und wird unsere Stiftung Brandenburgische Dorfkirchen für die „Ewigkeit“ wirken. —



.....
Für dieses Ziel bitten wir die Freunde und Liebhaber der brandenburgischen Dörfer und ihrer Kirchen um weitere Mithilfe: Unterstützen Sie die gemeinnützige Stiftung Brandenburgische Dorfkirchen mit einem Zustiftungsbetrag. Auch kleinere Beträge sind uns sehr willkommen.
.....

Dorfkirche Butzow; Foto: Hans Tödtmann

Nähere Informationen finden Sie unter www.Stiftung-Brandenburgische-Dorfkirchen.de

Gern beantworten wir Fragen, z. B. nach den besonderen steuerlichen Vorteilen einer Zustiftung. Sie erreichen uns unter Tel. 030/792 41 08.

Einzahlungen – bitte mit dem Hinweis „Zustiftung“ – erbitten wir an die Stiftung Brandenburgische Dorfkirchen: IBAN DE88 5206 0410 0300 0055 50